ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
Herm. Markgraf.

Neunzehnter Jahrgang.

Sechster Band.

Der alte Cardinal.

III.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Der alte Cardinal.

Von

G. E. Haas.

III. Theil.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Inhalt.

Der alte Cardinal.

XIX. Capitel.

Der Krönungstag.

So hatten sie es doch erreicht das mühevolle Ziel des lange, lange währenden Reichstages; der Krönungsmorgen brach an, ein schöner, blauer, heißer Sommermorgen, ein Julitag, dessen erste Stunden schon in Schweiß versetzten.

Der Cardinal hatte nachgegeben, vielleicht nachgeben müssen, aber er schien darüber getröstet; seit der Wahl Ferdinands (23. Mai 1618) — die Krönung folgte erst fünf Wochen darnach — hatten die Böhmen ein Ungewitter gebraut, welches für die Presburger Erfolge ein vollkommenes Gegengewicht bildete und die Wahl zum römisch-deutschen König mindestens in unsichtbare Ferne hinauszuschieben drohte.

Der Cabinetsdirector hätte vielleicht die Krise vermeiden können; seine Gegner glaubten es wenigstens, aber sie kam so rechtzeitig, für alle Anderen außer Khlesl so überraschend, ja wahrhaft betäubend, daß sich der gute Cardinal, wenn er sich allein glaubte, die Hände rieb und sagte: „Es bedarf nur eines Sturmes, um den wackern Steuermann schätzen zu lernen; ich sehe es Euren blassen, erschrockenen Gesichtern an, daß Ihr Euch nicht zu helfen wißt; so mußte es kommen, um Euch die Einsicht beizubringen, wie nützlich der alte Khlesl dem Haus Oesterreich war und noch werden kann. Vielleicht verfallt Ihr darauf, meine durchlauchtigsten Herren, daß die Kronen noch etwas Anderes als schimmerndes Spielzeug seien; die böhmische Krone wenigstens, hat es den Anschein, sei schwerer zu tragen als aufzuheben."

So viel stand fest, daß der Cardinal desto lustiger wurde, je tiefer sich die Stirnen der Erzherzoge furchten. Als ihm König Ferdinand seine Befürchtungen mit sorgenvoller Miene mittheilte, hatte er gesagt: „Fort mit diesen Runzeln, durchlauchtigster Herr, sie verunstalten Eure weiße reine Stirne, die Sache ist so viel Kummers nicht werth," und als der König auf dem gefahrdrohenden Charakter des Aufruhrs bestand: „Pah, laßt Euch durch ein Paar eingeschlagene Fensterscheiben nicht schrecken; wie ich höre, ist keiner dieser Auswürflinge

— man bemerke, der Cardinal machte ein Wortspiel, was ganz gegen seine Gewohnheit war — zu schaden gekommen."

Kurz, es schien, daß mit dem Cabinetsdirector über die böhmischen Angelegenheiten kein ernstes Wort zu reden sei, die Erzherzoge unterließen daher auch jeden Versuch.

Daß aber die Erzherzoge Unrecht hatten, bewies der Briefwechsel des Ministers mit dem Kaiser, der nie lebhafter unterhalten war, als in den Tagen, welche auf den Prager Fenstersturz folgten.

Khlesl schrieb des Tages oft sieben bis acht eigenhändige Briefe an den Kaiser, und jeder lautete so ernst, als es der Ernst der Sache forderte.

Der erste Brief Khlesls war tröstender Art; er meinte darin, der Kaiser möge sich die Unruhen nicht allzu sehr zu Herzen nehmen, die Vorkehrungen der Stände seien, wie er von guter Hand her habe, nicht gegen den wirklichen Landesherrn vermeint, sondern gegen andre Einflüsse, von denen besser sei gar nicht zu reden. Er könne dem Kaiser nur so viel sagen, daß man mit den Rebellen fein glimpflich umgehen müsse, da man über kurz oder lang ihre Hülfe brauchen könne. Der gewöhnliche Nachsatz: „Mit meinem Brief in's Feuer!" war nicht vergessen.

Beunruhigt hatte den Cardinal die Entfernung

des von ihm gewählten Officiers, doch wurde auch diese Besorgniß zerstreut, als Khlesl erfuhr, daß Tschapin zugleich mit dem Hauptmann die Stadt verlassen habe. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Stirne des alten Herrn am Krönungstag freundlicher strahlte, als lange zuvor. Er bildete in dieser würdevollen Sorglosigkeit den grellsten Gegensatz zur Leichenbittermiene, mit welcher König Ferdinand zur Krönung schritt. Der Hoch- und Deutschmeister ließ seine Unruhe allerdings weniger merken, schien aber mürrischer als je.

Der Zug zur prächtig ausgeschmückten Domkirche bot ein sehenswerthes Schauspiel; es war ein großartiger königlicher Krönungszug, ein Zug, wie ihn die üppigste Phantasie wohl bisweilen in ein Feenmärchen hineinzaubert; Alles schimmerte von Gold und Juwelen, die wieder nur durch den Glanz der schönen Augen jener ungarischen Damen von märchenhafter, fremdartiger Schönheit überstrahlt wurden.

Wer hat je die Bildsamkeit der ungarischen Kleidertracht in Abrede gestellt? Diese Tracht, sie ist ein Rest von gutem Geschmack, der einer ganzen Nation eigenthümlich war.

Voraus zogen zahlreiche Comitate, lauter schöne kräftige, junge Männer, welche auf feurigen Pferden daher sprengten, der mit dem Reiher gezierte Kalpack erglänzte in Gold und Silber, dann folgten die Landes-

fahnen zehn an der Zahl, die erste aus ihnen die heilige Fahne St. Stephans mit dem ungarischen Kreuz, dann die Fahnen der ungarischen Nebenländer, Dalmatiens, Croatiens, Slavoniens und Serbiens wegen, die galizische, lodomerische, cumanische und bulgarische Fahne und endlich die Standarte des Reiches mit dem doppelköpfigen Adler.

Wie unter einem Fahnenzelt schritten die Großwürdenträger des Landes einher, die Krone des heiligen Stephans trug Graf Forgacs, Ungarns Palatin, derselbe Magnat, den eine viertelstündige Unterredung so gut ferdinandisch gemacht hatte; dem Träger der Krone schritten die Kronhüter Peter Revey und Stephan Palffy zur Seite. Hinter ihnen ging Graf Erdödy mit dem bloßen Schwert des heiligen Königs. Hierauf folgte von deutschen und ungarischen Würdenträgern wie ein von Nebenmonden umkreister Fixstern König Ferdinand.

Die kleine gedrungene Gestalt des Prinzen nahm sich unter den kräftigen Magnaten etwas unscheinbar aus. Er trug ungarische Tracht — aber sie schien nicht für ihn, er nicht für sie gemacht zu sein, beide paßten nicht für einander. Die eng anschließenden Beinkleider schien das Gehen zu behindern, der Kalpack saß zu wenig in der Stirne und der Mantel schien jeden Augenblick von den breiten, viel zu breiten Schultern herab zu sinken. Dennoch war König

Ferdinand der leuchtende Punkt, der glanzvollste Gegenstand von Allen.

Er war gleich einem seiner geliebten heiligen Leiber in Gold und Edelgestein eingefaßt; es fehlte nur, daß man auch das runde Gesicht des Fürsten mit Goldstaub eingepudert hätte, so wäre Alles an ihm Metall oder Stein gewesen.

Hinter der einen goldstrotzenden Schachfigur — etwa einem König ähnlichen Prinzen — schritt Cardinal Khlesl mit allen Zeichen seiner geistlichen Würde geschmückt; er blickte stolz, aber nicht unfreundlich umher; fast neben ihm, aber doch einen halben Schritt zurück ging der Cardinal Erzbischof von Gran. Mit ihm in gleicher Linie, aber wieder einen halben Schritt voraus der Erzherzog Max in der Tracht eines Großmeisters des deutschen Ritterordens.

Die männliche kräftige Gestalt des Prinzen gewann durch die einfache aber geschmackvolle Ordenstracht ungemein; er war unter allen Oesterreichern des Laienstandes, die zur Krönung gefolgt waren, der Einzige, dem persönlicher Adel der äußern Erscheinung zu Statten kam, aber auch der Einzige, für den die Ungarn wirkliche Achtung fühlten. Hinter den Cardinalen folgten die Bischöfe mit ihren Capiteln, die Pfarrgeistlichkeit, der Regularklerus mit seinen Aebten, lauter Prälaten, denen der Schnurbart und die martialische Haltung etwas mittelalterlich Kriegerisches verliehen; wieder kamen berittene

Comitate, dann die städtischen Obrigkeiten, der Bürgermeister an der Spitze, hierauf die ständische Miliz, die Knechte des Palatins, kaiserliche Trabanten, Musketiere, Mollartische Landsknechte und viel, sehr viel Volk.

Die Fenster rings um die Straßen, durch welche der Zug schritt, waren mit Teppichen und kostbaren Kissen belegt; auf diese Kissen stützten sich die weißen, vollen Arme reichgeschmückter schöner Frauen, welche ihre Tücher schwenkten. König Ferdinand blickte nicht ein einziges Mal zu den Fenstern empor, Trommel wirbelten, Trompeten schmetterten, aber Ferdinand schritt unerregt, unwandelbar die Augen zu Boden geschlagen, vorwärts.

Lassen wir das übliche bei jeder Krönung wiederkehrende Einerlei von Ceremonien und führen wir unsere Leser lieber in den weiten reich ausgeschmückten Saal des königlichen Residenzschlosses zurück.

Am oberen Ende der Tafel war etwas erhöht ein Thronsitz für den neugekrönten König errichtet. Ferdinand setzte sich im vollen Krönungsornat zu Tisch. Es war das Krönungsmahl, welches bei offenen Thüren gehalten wurde. Rechts neben Ferdinand saß der Hoch- und Deutschmeister, links Cardinal Khlesl, Graf Niklas Forgacs reichte das Handwasser, Rakoczy das Tuch zum Abtrocknen.

Ich will alle die strahlenden Namen der ungarischen Geschichte nicht anführen, deren Träger an dieser

unter der Last silber- und goldener Geschirre seufzender Tafel Platz nahmen.

Von unsern alten Bekannten gewahrte man den Cardinal Paczman, die geheimen Räthe Johann Mollart und Vicekanzler von Ulm, den Kämmerer und deutschen Herrn Baron Stadion, die Herren von Wolkenstein und Liechtenstein, den Grafen von Eggenberg und den Oberst Grafen Dampierre.

König Ferdinand verhielt sich vollkommen schweigsam; die Würdenträger flüsterten unter einander, man flüsterte lateinisch und deutsch durch einander. Graf Batthyani richtete eine leise Frage in lateinischer Sprache an den Freiherrn von Wolkenstein, welche dieser mit einem mühevoll herausgebrachten: „Non intelligo“ beantwortete. Während sich die hohen und höchsten Herrschaften an der königlichen Tafel lateinisch und deutsch langweilten, umtanzte das seelenvergnügte Volk echt ungarisch den gebratenen Krönungsochsen, der ihm dann preisgegeben wurde. Aus künstlichen Brunnen sprang an mehreren öffentlichen Plätzen rother und weißer Wein; wie viele Wangen färbte er höher, wie viele Pulse ließ er rascher schlagen, wie viele halbvergessene alte Lieder lockte er auf die Lippen?! Was für ein Segen war bei diesem Wein?

Es ist etwas Eigenes um die Volkslustbarkeit; sie ist die allein wahrhaft poetische, schmetterlingsähnlich von Genuß zu Genuß hüpfende, sich selbst bewußte Freu-

digkeit. Die Lustigkeit wagt sich im Volk an das Tageslicht, während sie die Vornehmen unter Schloß und Riegel halten und erschrecken, wenn sie sich nur unterfängt, sich durch's Schlüsselloch zu zeigen.

Was würde der steife, ernste, gravitätische, neugebackene König dazu sagen, wenn seine Hof-Cavaliere in ein munteres Tischlied ausbrächen oder bei den Klängen der Zigeuner-Musik, die vom Corridor hereinschallt, plötzlich aufsprängen und die Melodie mit rhythmischer Fußbewegung begleiteten?

Mag man uns die Regungen der Gemeinheit vergeben, wir säßen aber lieber da unten bei dem angebohrten Faß, wo es so hochherrlich zugeht, als daß wir oben an der Königstafel in Absicht auf die Tischfreuden Ferdinands mit Wolkenstein ausrufen müßten: „Non intelligo."

Die Krönung war ein Nationalfest; ein Fest, zu dem das Volk geladen war; ein Fest, bei welchem die Nation eine Rolle spielte, mindestens eine eben so große als der Krönungscandidat selbst. Dies fühlte das Publicum und darum war es, wohl wissend, daß es dann auf viele, viele Jahre wieder in Scat gelegt würde bis zu einer neuen Krönung, so seelenvergnügt.

Das Fest ermangelte nicht des kriegerischen Pompes, warum auch nicht? Die Ungarn sind eine kriegerische Nation, aber dieser Pomp war doch nur Ehren-

sache. Die Wachen mußten an diesem Fest- und Feiertag das Volk respectiren — und so hatte denn das Publicum seine aufrichtige Freude an den glänzenden Hellebarden der hundert königlichen Leibtrabanten, welche im Schloß selbst die Wache bildeten, während außerhalb des Schlosses sechs Fähnlein ständischer Soldaten, hundert kaiserliche Musketiere und hundert Landsknechte Mollarts in Parade aufgestellt waren.

Das Volk drängte sich nahe an die kriegerischen Reihen hinan, wechselte wohl mit dem einen oder anderen der Fußknechte Mollarts ein Paar Worte; irgend ein junger hochgewachsener Bursche, der selbst nicht übel Lust zum Soldatenstand hatte, bot allenfalls irgend einem bärtigen Landsknecht, der ihm besonders zu Gesichte stand, seinen vollen Humpen; ein Schwarm Gassenjungen und kleiner Kinder drängte sich um die Trompeter und Hornisten, irgend ein Knabe berührte vorwitzig wohl gar die Paukenschlägel und wurde durch eine plötzliche Wendung des Virtuosen auf diesem Instrument bis auf's Mark hinein erschreckt.

Mit einem Wort, das Volk war heiter und ein heiteres Volk ist auch immer ein gutmüthiges Volk.

Ihr wundert Euch vielleicht im Angesicht der Parteienspaltung, von welcher wir oben redeten, oder in Erinnerung der vielen bürgerlichen Kriege, die Ungarn noch hundert Jahre lang nach dieser Krönung zerfleischten, über

die freundliche Stimmung des Volkes? — Hättet Ihr Euch über das gemüthliche Wesen der Magnaten verwundert, wenn es je da gewesen wäre, Ihr möchtet recht haben, denn die Echtheit dieser Gefühle hätte bezweifelt werden können; das Volk war aber aufrichtig zufrieden und heiter. —

Hatte sich die langen hundert Jahre nach Ferdinands Krönung das Volk empört und erhoben? gingen die Klagen wegen Bedrückung vom Volk aus? Hatte das Volk die Castaldos und Heister in's Land gezogen? Was war das Volk, jenes Volk, das den Krönungsochsen umtanzte, Lieder sang, Vivat schrie und sich an den hellglänzenden Waffen der deutschen Truppen erfreute? das Volk war nichts als die traurigen, stiefmütterlich behandelten Heloten Ungarns, die fleißigen und doch so mißachteten Bienen, deren Honig die Magnaten verschwelgten, nichts, als die elende misera contribuens plebs.

Es war spät geworden und die Tafel nahte ihrem Ende.

Vor dem Schluß erhob sich der neue König und trank auf das Wohl der Nation — natürlich wurden damals darunter nur die Magnaten verstanden. Diesen Moment verkündeten Trompeten-Fanfaren, Paukengeschmetter und Salutschüsse.

Alles erhob sich von der Tafel, König Ferdinand und der Erzherzog eilten nach dem Fenster; man hörte

die am Fuß des Schlosses aufgestellten Truppen die Gewehre laden; das Volk jauchzte und es war ein wenn auch vielleicht lästiges Herkommen, daß sich der neugekrönte König dem Volk zeigen mußte. Der König schritt also, wie gesagt, mit dem Erzherzog an eines der hohen breiten Saalfenster, während Cardinal Khlesl an ein zweites, etwas entfernteres trat, um auch seinen Antheil an dem Zujauchzen des Volkes zu erhaschen.

Als sich der König zeigte, donnerte das schwere Geschütz von den Wällen, das Kleingewehrfeuer knatterte, die Trompeten klangen und das Volk übertäubte Alles mit dem stets wiederkehrenden: Vivat Ferdinandus!

Dieses Feuern, Rufen und Blasen wiederholte sich dreimal. Jedes Gewehr und jede Trompete und jeder Mund hatten ihre Schuldigkeit gethan — so mußte man glauben — aber weshalb hat dieser Hakenschütze unmittelbar unter dem Fenster Sr. Eminenz sein Gewehr nicht ebenfalls abgebrannt? — er hat es nicht gethan, das könnt Ihr an dem noch unberührten Luntenschloß sehen — dennoch rückt er seinen Haken, welcher zum Auflegen des schweren Schießgewehres dient, geschäftig, man könnte fast sagen, ängstlich hin und her. Es hat allen Anschein, als ob er das Rohr der Büchse nach einem bestimmten Ziel richtete. Was fällt Euch ein, wer wird bei Freudenschüssen, zu welchem Zweck man ohnedies nur blind geladene Gewehre abschießt, irgend

nach etwas zielen? und dennoch, ich versichere es Euch, zielte der Schütz. Diese Mühewaltung war es, die ihn abhielt, die ersten zwei Salven mit zu schießen, um so schußfertiger stand er bei der dritten da.

Der Cardinal ließ sein Auge heiter über die Volksmenge gleiten; es faßte manche Gruppe, manchen Einzelnen besonders auf, plötzlich aber, ganz zufällig, fiel der Blick auf den saumseligen Schützen; er mußte dem Cardinal besonders auffällig sein, denn sein Blick haftete fest auf den harten Zügen des ausländischen Gesichtes; plötzlich beugte sich der Kirchenfürst ein klein wenig, ungefähr um die Breite eines Fingers, vermuthlich um die Schramme besser zu sehen, die unter dem linken Auge des Schützen hinlief; in dem nämlichen Augenblick blitzte es, ein Knattern, eine Rauchwolke, und die dritte und letzte Salve war vorüber.

Der Hakenschütz, er hatte gezielt, es surrte hart an die Stirne des Cardinals heran, aber die plötzliche Neigung des Kopfes hatte das wohlgenommene Ziel verrückt, die Kugel — sie grub sich einen Fingerbreit über der Stirne Khlesl's tief in die Mauer, der Cardinal war unverletzt; er trat ohne irgend ein Anzeichen von Schreck oder Unruhe zurück, er würde vielleicht nicht einmal die Prinzen in ihrer majestätischen Rundschau gestört haben, wenn nicht Rakoczy, derselbe, welcher dem König das Handtuch gereicht hatte, und der während des Schusses

hinter Khlesl gestanden war, zum Fenster hinausgerufen hätte: „Faßt den Kerl ab!“ — dabei deutete er auf den Schützen, welcher sich unmittelbar nach der mißlungenen That mit Instichlassung von Haken und Gewehr auf die Flucht gemacht hatte. Das Geschrei Rakoczy's hatte dem Flüchtling wohl etliche Gassenjungen auf den Rücken gehetzt, aber einer solchen Meute war Don Tschapin weit überlegen; er lief bis hinaus an die äußerste Spitze des Dammes und sprang angekleidet, wie er war, in den Fluß.

Der Ruf Rakoczy's weckte die Erzherzoge aus ihrer contemplativen Ruhe. Die Worte: „Ein Meuchelmörder, ein Meuchelmörder!“ brachten sogar einen leisen ängstlichen Schimmer innerer Befriedigung auf den Lippen des Deutschmeisters zum Vorschein; wir sagen, einen ungewissen, leisen Schimmer, der aber augenblicklich verschwand und einem Zug schwerer Sorge Platz machte, als er, sich umwendend, den Cardinal frisch und gesund vor sich stehen sah. War dieser Zug eines schweren Kummers nicht das sichtliche Zeichen der geistigen Empörung des Erzherzogs über eine so furchtbare an einem so festlichen Tage begangene Frevelthat — so legten wenigstens die Anwesenden den gramvollen Zug im Gesicht des Prinzen aus. Wirklich trauerte der Deutschmeister über das Mißlingen seines Anschlages, und war gleichzeitig wegen der Folgen ernstlich besorgt.

Ferdinand, welcher ohne große Scharfsicht nach der letzten Unterredung bei St. Stephan nicht einen Augenblick zweifeln konnte, wo er den Urheber dieses effectvollen Zwischenactes des Krönungsschauspieles suchen sollte, kam seinem etwas verstörten Gönner zu Hülfe. Mit großer Festigkeit erklärte er, indem er den Cardinal voll anblickte, daß er nicht eher sein Haupt zur Ruhe legen wolle, bis der Thäter entdeckt, eingebracht und den Gerichten übergeben sei. „Hat Euer Liebden vielleicht heimliche Feinde?" hub König Ferdinand mit honigsüßer Stimme gegen Khlesl an. „Ich weiß es, große Männer sind selten ohne Feinde."

Als Khlesl beifällig nickte, fuhr der König fort: „Vermuthlich elende Neider, kann mir's denken, aber zählt auf mich, zählt fest, ich werde die Schurken zu entlarven wissen!"

Khlesl wußte nicht, was er denken sollte; er hatte den Erzherzog Max sehr in Verdacht, der Anstifter des mörderischen Anschlages gewesen zu sein; er argwöhnte die Mitschuld Ferdinands, und doch verfehlte die ruhige Sprache des Königs nicht ihre Wirkung.

Hätte Ferdinand gesagt: „Es ist nichts, der Mann hat gar nicht nach Euch gezielt," so würde diese Rede den Cardinal in seiner ursprünglichen Meinung bestärkt haben; die Frage dagegen, ob er heimliche Feinde habe, die Zusicherung der strengsten Verfolgung schwächte den Argwohn

mindestens rücksichtlich der Theilnahme Ferdinands. Zuletzt äußerte Khlesl, daß er den Thäter zu kennen glaube. Diese Aeußerung, weit entfernt die Erzherzoge zu erschrecken, wurde mit großer Befriedigung aufgenommen.

„Gott lob!“ sagte Ferdinand mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen, „wir werden also das Ungeheuer zur Rechenschaft ziehen können, das unsern Festtag durch eine so finstere That schändete. Wie sah er aus? wißt Ihr seinen Namen? Ist er ein Ungar oder ein Deutscher?“

Diese Fragen wurden mit so großem Eifer und so vieler Raschheit gestellt, daß Khlesl kaum Zeit fand, sie in gehöriger Aufeinanderfolge zu beantworten. Als er den Namen Tschapin genannt hatte, schüttelte König Ferdinand unbefriedigt den Kopf, wandte sich nach dem Erzherzog um und sprach: „Der Name ist mir völlig unbekannt, sollten vielleicht Euer Liebden im Stande sein, über die fragliche Person Aufschluß geben zu können?“

Khlesl erwartete nun, daß der Erzherzog jede Kenntniß dieses Mannes ableugnen würde, da er doch die eigenhändige Ordre des Prinzen in Beziehung der Mitreise Tschapin's gelesen hatte.

Der Deutschmeister bestätigte übrigens die Vermuthung des Cardinals nicht im geringsten, sondern erwiederte vielmehr: „Euer Liebden irrt, der von Sr. Eminenz bezeichnete Bursche befand sich schon während unserer großen italienischen Reise in meinem Gefolge und hatte zu

verschiedenen Malen die Ehre Euer Liebden aufzuwarten; er ist ein fähiger und verschmitzter Bursche, brauchbar, höchst brauchbar, aber ein Erzgauner. Erinnert Ihr Euch noch der Fabel, die er uns weiß machte, beraubt worden zu sein, während sich der Schlingel, wie ich später erfuhr, durch seine eignen, gottlosen Streiche um alle Früchte seiner Bemühungen gebracht hatte?"

„Ja jetzt entsinne ich mich," gab Ferdinand zur Antwort; „es war ein hagerer Mann von unangenehmem Gesicht und grünlich-gelber Hautfarbe; sah der Mann, den Ihr meint — diese Frage war an den Cardinal gerichtet — der von mir geschilderten Person ähnlich?"

„Vollkommen! Ich bin überzeugt, daß es derselbe ist."

„Das schickt sich vortrefflich, und wir haben während fünf Minuten mehr ausgerichtet, als die fleißigsten Gerichtspersonen in Jahr und Tag. Der Mann muß noch heute verhaftet werden. Man lasse die Thore schließen.

Die Thore wurden geschlossen, die Wachen verdoppelt, alle erdenklichen Nachsuchungen angestellt, aber während der Nacht, ungefähr zwei Stunden nach Sonnenuntergang, fuhr ein bequemer, wohlverschlossener Reisewagen durch eben jene Thore und Wachen hindurch. In dem Fond der Kutsche machte sich ein hagerer Mann mit unangenehmen Zügen und grüngelber Hautfarbe breit. In dem umgeschnallten Reisegurt befanden sich hundert frisch aus der Präge gekommene

Thaler; der Mann schien etwas ermüdet und schläfrig, und gähnte deshalb unaufhörlich.

Wer war der Mann? O die Erzherzoge hatten Wort gehalten; es war ein Staatsgefangener, der, um weniger Aufsehen zu erregen, des Nachts, und seltsam, sehr seltsam, ohne militärische Bedeckung — nicht auf irgend eine ungarische Festung — sondern nach Wien geführt wurde, um dort seine Strafe — achttägigen Hausarrest — abzubüßen. Ja, Don Tschapin hatte Hausarrest erhalten, um ihn gegen jeden widrigen Zufall, wie etwa eine Begegnung mit Khlesl oder einem andern seiner Anhänger zu schützen. Wie mild und gerecht zu gleicher Zeit!

Khlesl erfuhr am folgenden Morgen, daß der Verbrecher den Gerichten übergeben, und, um dem Cardinal jenes unangenehme Bewußtsein zu ersparen, an ein und demselben Orte mit dem Unglücklichen zu verweilen, fortgebracht worden sei. Der Minister sagte darauf: „Dieser Vorfall macht mich nicht lustiger, aber er macht mich noch mehr zum Tode bereit.“ Von da an schwieg der Cardinal über das Ereigniß gänzlich. Er wußte den Zartsinn der Erzherzoge, welche sich zu keiner Zeit liebevoller und theilnehmender gegen ihn betragen hatten, zu schätzen. Erzherzog Max schickte noch am frühen Morgen des darauf folgenden Tages und ließ sich nach dem Befinden des Cardinals erkundigen.

König Ferdinand sandte dem Cabinetsdirector sein in Gold geprägtes Brustbild zur Erinnerung an das Krönungsfest; Khlesl, der scharfsichtige, aber freilich auch eitle Khlesl zweifelte nicht mehr, daß die That der Ruchlosigkeit oder dem Wahnsinn eines Einzelnen zugemessen werden müsse. „Um so besser," dachte er, „die freundliche Gesinnung der Erzherzoge wird mir die Ausführung meiner Pläne erleichtern; der Himmel erklärt sich ganz sichtbar für mich. Ich bin nicht gerettet worden, um meinen Weg zu verlassen, sondern um mein Ziel zu erreichen. Ihr wißt gar nicht, Ihr hochverrätherischer lieber, lieber Graf Thurn, daß Ihr ein Rädchen an meinem Wagen seid, und Ihr guten Herren v. Martinitz und Slawata, daß Euer Sturz aus dem Fenster ein unbezweifbares Präservativ meines eigenen Sturzes sei. — Ja, wer die Anderen zu nützen weiß, ohne daß sie davon die geringste Ahnung haben, der ist der wahre König der Welt."

Khlesl hatte seit Jahren keinen so guten Tag gehabt, als da er sich nicht lustiger fühlte, aber mehr zum Tode bereit.

XX. Capitel.

Welches von dem erfinderischen Genie der Liebe handelt.

Wolfgang Rolandin saß oft stundenlang vertieft in Gedanken und war nahe daran, die Zielscheibe des militairischen Witzes seiner Cameraden zu werden. Er mußte über sich selbst unwillig werden, daß ein Frauenzimmer, das er gar nicht kannte, seine Phantasie so ausschließend beschäftigte; endlich beschloß er, sich selbst zu heilen. Er sagte sich: „Das Schlimmste, das mir begegnen kann, wird zugleich das Beste sein; ich werde mich getäuscht fühlen, die Novize wird jenem Bild, das meine Phantasie von ihr entwirft, in Nichts gleichen. Suchen wir die Feindin unserer Ruhe im eigenen Lager auf."

Die Gelegenheit war vortrefflich, der Cardinal abwesend, und Francisca daher minder streng bewacht.

Rolandin wußte sich überdies durch seinen gleichfalls abwesenden Freund ein Geleitschreiben zu verschaffen, das ihm freien Zutritt zur Kammer ihrer Majestät der Kaiserin gewährte.

Es war um die Mitte Juni, als sich der Lieutenant gleich nach der in der Burgcapelle gelesenen stillen Messe, mit einem Brief der Frau von Khuen versehen, in die kaiserliche Kammer begab, und Fräulein Francisca Rappach zu sprechen verlangte. Er wurde mit dem Bescheid, daß die Comtesse krank darniederliege, abgewiesen. Rolandin war aber keineswegs der Mann, sich so leicht abweisen zu lassen; er beharrte bei seinem Entschluß, die Dame, auch wenn sie krank sei, sprechen zu müssen; vergebens bemerkte man ihm, daß es höchst ungewöhnlich sei, bei einem Fräulein, das zur näheren Umgebung der Kaiserin gehörte, einen fremden Mann eintreten zu sehen. Die Kammerzofe der Kaiserin stellte sich ihrer ganzen Breite nach vor die Thür des angeblichen Krankengemaches und bildete in dieser Stellung für den Reiterofficier eine unüberwindliche Schranke.

Er versuchte umsonst den Namen der kaiserlichen Palastdamen und der Frau von Khuen als Talisman anzuwenden; Frau Maxentia Gernoth wich keinen Schritt aus ihrer günstigen Stellung; er nahm endlich seine Zuflucht zu Unterhandlungen und versprach, sich mit

einer Unterredung in Gegenwart der guten Dame zu begnügen.

Dieses letztere Anerbieten brachte die eben so strengen als tugendhaften Entschlüsse der Frau Gernoth in's Schwanken; Neugierde und Pflichtgefühl, Lust am Scandal und Furcht vor dem abwesenden Cabinetsdirector lieferten sich in der Brust der guten Dame fürchterliche Kämpfe. Wann hätte aber Neugierde und Klatschsucht nicht über alle anderen weiblichen Leidenschaften den Sieg davongetragen?

Madame Gernoth, die Frauenaufseherin, fühlte ihr Herz erweicht; sie legte ihren krummen Zeigefinger an die krumme Habichtsnase, schob die Haube aus der runzeligen Stirne, und sagte mit einer Stimme, die auffallend durch Feinheit und Höhe des Tones von den männlich-harten Gesichtszügen und dem knochigen musculösen Körperbau der Alten abstach; sie wolle in Gottes Namen ein Auge zudrücken und eine kleine, kurze Unterredung, natürlich in ihrer Gegenwart, verstatten, doch möge man sich beeilen und ihre Großmuth nicht mißbrauchen.

Mit diesen Worten verließ Frau Gernoth ihre feste, undurchbrechbare Stellung und geleitete den Reiterofficier in das Zimmer der Novize.

Francisca hatte die Nonnentracht beibehalten und saß in der That halb aufrecht im Bett. Heftige Krämpfe schüttelten ihren Körper.

Sie war erstaunt, einen ihr völlig fremden Officier trotz der ihr aus Erfahrung bekannten Wachsamkeit der Frau Gernoth vor sich zu sehen. Ihre erste Bewegung war zu klingeln; aber die alte Dame stürzte, noch ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnte, mit dem Ausruf herbei: „Da bin ich schon, mein liebstes Fräulein! ich werde keinen Fuß breit weichen, so lange der junge Herr hier verweilt; und jetzt sprecht, mein Bester, was habt Ihr dem Fräulein zu sagen? heraus damit! fünf Minuten sind schon vorüber, es bleiben Euch daher nur noch fünf, und wenn es höchst nothwendig sein sollte, zehn Minuten; das Aeußerste, wozu ich mich herbeilassen kann."

Der Reitersmann nickte lächelnd, zog einen Papierstreifen hervor und schrieb etwa fünf Minuten, dann überreichte er der Novize das Blatt und sagte: „So, nun bleibt dem Fräulein gerade noch eben so viele Zeit, diese wenigen Zeilen zu beantworten."

Frau Gernoth wußte nicht, ob es dem jungen, stets lächelnden Mann damit Ernst oder Scherz sei; die Novize wurde aber bei den ersten Worten, die sie las, bald roth und bald blaß, und zeigte durchaus keine Lust, wie die Aufseherin erwartet hatte, die schriftliche Anfrage mündlich zu beantworten. Im Gegentheil nahm sie einen Stift und beschrieb eben so eifrig die Rückseite desselben Blattes. Als sie es zurückzustellen Miene

machte, streckte Frau Gernoth ihren mageren, knochigen Arm zwischen die beiden Correspondenten und bedeutete ihnen, daß sie den strengsten Auftrag habe, jede schriftliche Mittheilung ihrer Pflegebefohlenen auf das sorgfältigste zu überwachen.

Wolfgang bemächtigte sich so zart als möglich ihres Armes und bemerkte, indem er die pergamentgelbe runzelige Haut mit Küssen bedeckte, daß er zwar die Pünktlichkeit, welche sie in Erfüllung ihrer Pflichten an den Tag lege, über alles Lob erhaben finde, sie indeß, gewiß ganz gegen seinen Willen, für dieses Mal in ihrer aufopfernden Thätigkeit hindern müsse.

Während er dies sagte und den Arm mit seiner rechten Hand festhielt, ergriff er mit der andern das Blättchen, welches die Novize noch immer in zitternder Hand hielt. Er las unbekümmert um alle Versuche der Dame Gernoth, ihren Arm aus seiner Hand zu ziehen.

Da die Antwort des Fräuleins die Mittheilung der schriftlichen Erkundigung Rolandin's unnöthig macht, so begnügen wir uns, diese herzusetzen; sie lautete: „Ich bin eine Gefangene, obgleich die Gitterstäbe meines Kerkers vergoldet sind; dennoch habe ich diese Gefangenschaft selbst gesucht, fragt nicht warum; es genüge Euch, daß Ehre und Leben, oder Schande und Tod davon abhängen, daß ich diese nicht unverschuldeten Lei-

den mit christlicher Geduld ertrage; meinen Freunden sagt, ich sei krank, oder noch besser, ich sei gestorben; sie werden das Gegentheil davon nie erfahren, denn die Welt wird mich nie wieder erblicken; ich hoffe, es sei das letzte Mal, daß ich ein fremdes Antlitz geschaut habe. Meiner Freundin Euphrosine sagt, daß ich sie glücklich wünsche, glücklicher, als ihre arme Francisca je sein wird."

Der Officier sagte nun laut, seine Augen fest auf die schönen Züge des bleichen Nonnenantlitzes gerichtet: „Ist dies Euer letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„Ihr habt keine Sylbe des Trostes oder der Beruhigung beizufügen?"

„Keines!"

„Wäre es möglich?"

„Aber ich bitte Euch, wer sollte denn über mein Geschick so untröstlich sein, daß er Trostgründe bedürfte?"

Der ehrliche Soldat seufzte bei dieser Frage tief auf und entgegnete, sichtlich bemüht, den eigenen Antheil zu verleugnen: „Wie, habt Ihr keine Eltern? keine Euch zärtlich liebenden Geschwister? — Francisca schüttelte traurig den Kopf — keine liebe Freundin? — O schüttelt nicht abermals — ich weiß, Ihr habt; will Euch nicht der ganze Convent wohl, dem Ihr angehört?" Hier wiederholte die Novize die Bewegung

mit dem Kopfe viel ungestümer. Als Rolandin einsah, daß er auf dem eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele komme, fing er von Neuem an, indem er sich in den Ton eines Bußpredigers hineinredete: „Es ist von Euch sehr unchristlich, der Welt absterben und von allen lieben Freunden nichts mehr wissen zu wollen, und ich versichere Euch, daß ich an Stelle Eures Beichtvaters...“

„Oho, erspart Euch die ganze Predigt!“ fiel hier Frau Gernoth ein, deren Arm noch immer in seiner Faust, wie in einem Schraubstock steckte, „erspart Euch die vielen Worte, sage ich, undankbarer junger Mensch. Und warum sollte das Fräulein der Welt nicht absterben, wenn es ihm beliebt? Ist sie etwa darum Novize, um das Gegentheil davon zu thun, oder seid Ihr vielleicht der zärtlich liebende Bruder, der sie ihres himmlischen Bräutigams vergessen machen will? Nein, mein Freund, man kommt nicht hieher, um einem Fräulein Ihrer Majestät Vorlesungen über ihre Pflichten zu halten.“

Die Härte des Tones, in welchem diese Zurechtweisung gekleidet war, hinderte nicht, daß dem jungen Officier das Blut in die Wangen getrieben wurde; eine Bewegung des Blutes, welches durch das zufällige Begegnen der Blicke Rolandin's und Francisca's noch beschleunigt und erhöht wurde.

Der Officier blieb der Aufseherin einen Augenblick die Antwort schuldig, aber es war gewiß nur ein kurzer klei-

ner Augenblick, denn er sagte gleich darauf, ehe noch Frau Gernoth wieder genug Luft in ihre Lungen gepumpt hatte: „Und wenn ich nun, ohne gerade der leibliche Bruder zu sein, wirklich jene von Euch vorausgesetzte zärtliche Liebe für das Fräulein empfände und mich in der That glücklich schätzen würde, die Novize zwar nicht Gottes und seines Himmels, wohl aber des himmlischen Bräutigams vergessen zu machen, wenn ich Alles daran setzen würde, Eure Pflegbefohlene zum Austausch des himmlischen gegen einen irdischen Bräutigam zu bewegen, was dann?"

Francisca war bei der unverhofften Rede des Lieutenants ein über das andre Mal hoch erröthet, Frau Maxentia Gernoth dagegen abwechselnd gelb und grün geworden.

Die Novize erwiederte, indem die Lichtreflexe eines unerwarteten flüchtigen Glückes einen Augenblick über das blasse Antlitz der Nonne hinzugleiten schienen, mit Bestimmtheit, aber großer Milde, welche sich in einem schwachen Beben der Stimme kund gab, daß sie die Worte des Officiers als einen unüberlegten, doch entschuldbaren Scherz deute und ihn ersuche, die Unterredung hier als beendet zu betrachten.

Frau Gernoth, welche endlich ihren Arm befreit hatte, wußte davon keinen schöneren Gebrauch zu machen, als ihn um das blasse Weib zu schlingen und

Francisca hiedurch ein Zeichen ihres Beifalls zu geben. Es war das erste, und wir können die Versicherung hinzufügen, einzige Mal, daß Wolfgang Frau Gernoth um irgend etwas beneidete. „Sie sind ein Muster von Sittsamkeit," sprach die Aufseherin zu Francisca gewandt. „O wehren Sie gerechtes, wohlverdientes Lob nicht ab, und werden Sie mir vor Allem nicht so roth, mein bestes Fräulein," fuhr die Gouvernante fort. Rolandins Bezauberung ging noch nicht so weit, daß er Vergangenheit und Gegenwart aus Liebe zu dem schönen Weib vergessen hätte; er fühlte sich daher mit hundert und tausend Fäden zu Francisca gezogen, ohne sie jedoch für jenes Prachtexemplar und Unicum, wie Frau Gernoth zu halten.

Die Novize mochte etwas von diesen Gedanken in seiner Miene lesen, denn sie erwiederte der alten Dame: „Wer um Himmelswillen verdient denn wirklich als Sittenspiegel zu gelten, ich gewiß nicht — o schweigt, meine beste Frau Gernoth — ich bin mir bewußt, viele und recht sträfliche Schwächen an mir zu haben."

Francisca machte diese Selbstgeständnisse mit so viel Demuth und einer so lieblichen Schamröthe, daß sich Wolfgang mehr als je zu der schönen Sünderin hingezogen fühlte.

Wir haben gute Gründe zu glauben, daß der Officier gar nie daran gedacht haben würde, sich aus

dem Gynecäum der kaiserlichen Hofburg zu entfernen, wenn nicht Frau Gernoth, von der Novize kräftig unterstützt, so lebhaft in ihn gedrungen hätte, seinen Besuch abzukürzen.

Dem armen Rolandin blieb nichts übrig, als einer so bestimmt ausgesprochenen Weisung Folge zu leisten. Er verabschiedete sich also und führte trotz der gerunzelten Stirne Maxentias und des offenbaren Widerstrebens der Novize die Hand der Letzteren an seine Lippen; er fühlte, wie diese kleine, weiße Hand in der seinigen zitterte; dieses Zittern, es theilte sich unwillkürlich seiner eigenen Hand mit. Er hätte seine ganze künftige Erbschaft und überdies den Meierhof seiner Mutter darum gegeben, wenn er nur eine kleine Viertelstunde mit der Novize hätte allein sein können. Aber Frau Gernoth wäre um ein Paradies nicht von Francisca's Seite gewichen.

Wolfgang bediente sich der verschiedensten Vorwände seine Entfernung zu verzögern, das Umgürten seines Schwertes hatte noch nie so viele Zeit in Anspruch genommen, als diesmal, den Helm, der doch vor ihm auf dem Stuhl lag, konnte er lange, lange nicht finden; ganz zuletzt hielt ihn ein Hustenanfall auf, der um so merkwürdiger war, als Rolandin seit jenem Keuchhusten, den er als kleiner Knabe durchgemacht, bis jetzt von diesem Uebel völlig verschont blieb. Endlich gelang

es dem jungen Reiter im letzten Augenblick, während eine auf der Straße vorübergehende festlich geschmückte Dame die Aufmerksamkeit der alten Frau auf sich zog, der Novize ein armseliges Wörtlein zuzuflüstern.

Dieses kleine, arme, kurze Wort mußte indeß bedeutend genug gewesen sein, da die Gesichter Beider wie mit Blut übergossen aussahen.

Gestehen wir zugleich, daß wir irrten; es war nicht ein Wörtchen, sondern ein blitzschnell ausgesprochener ganzer Satz, der diese Wirkung hervorbrachte. Rolandin hatte gesagt: „Ich weiß Alles und dennoch könnte ich für Sie sterben.“ Und Francisca flüsterte zurück: „Wenn Sie Alles wissen, dann werden Sie einsehen, daß ich Sie nicht verstehen darf.“

Hatte Frau Gernoth bemerkt, daß die Beiden heimlich mit einander flüsterten oder hatte sie es errathen — sie drängte den Officier jedesfalls so ungestüm zur Thüre hinaus, daß ihm jedes weitere Wort unmöglich wurde.

Auf dem Rückweg wiederholte der junge Mann unausgesetzt die Worte: „Ich werde sie retten und koste es mein Lieutenantspatent.“

Er eilte nach dem Haus des Obristen Khuen und theilte dort so viel mit, als er für gerathen hielt, um sich den Beistand der bei dem Cardinal so einflußreichen Dame zu sichern.

Die Zusammenkunft mit Francisca hatte übrigens keineswegs die gehoffte Wirkung; statt sich von der Leidenschaft für eine ihm völlig fremde Dame geheilt zu sehen, fühlte er seine Neigung im Gegentheil verdoppelt und verdreifacht. Er konnte sich das Bild der bleichen, schönen Novize nicht aus dem Sinne schlagen; sie schwebte im wachen Zustande wie im Traume vor seinen Augen, und er mußte sich, so sehr er sich auch sträubte, bekennen, daß er bis über die Ohren verliebt war.

„Du bist ein Esel, Wolfgang Rolandin," sagte er sich melancholisch und seufzte dabei schwer, „und zwar ein doppelter, denn nicht genug, daß Du die Eselei begehst, Dich ernstlich zu verlieben, was junge Leute auf ihr gesetztes Alter versparen sollten, so ist Deine Herzensdame noch außerdem ganz in der Lage, Dich in unangenehme Verhältnisse mit dem allmächtigen Cardinal zu verwickeln.

Statt wie mancher Andre durch Frauengunst zu steigen, hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß mir diese Gunst zu einem Aufenthalt in irgend einem finsteren Kerker verhelfen wird. Doch was schwatze ich von Frauengunst. Wer sagt mir denn, daß ich überhaupt begünstigt sei?

Ist es etwa darum, weil ich der blassen Novize das Blut in's Gesicht trieb; das würde am Ende auch jedem Bauerntölpel gelingen, wenn er auf solche Ge-

genstände, wie Liebe und Neigung anspielte. Nein, so weit sind wir noch gar nicht, um von Frauengunst zu reden, und wenn auch, was wäre dabei gewonnen?! Wird diese Gunst, die nicht in den Kram des hochweisen Ministers zu taugen scheint, uns nicht Beide zugleich verderben?

Indeß giebt es ein Mittel, das Leute oft schon aus viel verzweifelteren Lagen gerissen hat. Eckart behauptet, daß ich mich im Besitz dieses Mittels befinde und ich bin durchaus nicht abgeneigt es zu glauben. Ich habe etwas Mutterwitz, verbinde ich damit die noch weit schätzbarere Gabe einer gewissen Kühnheit, — Keckheit würden es böse Mäuler heißen, so kann es mir nicht fehlen. Darum weg, ihr garstigen Sorgen, die den jüngsten Burschen zum Greis machen könnten; fort, sage ich. Heute gibt Oberst Althan einen Abschiedsschmaus; die guten Gedanken kommen am liebsten bei gutem Wein, wir wollen also schmausen.

Wolfgang hatte diesen Entschluß kaum gefaßt, als er sein zierlichstes Wamms vom Nagel herunter holte, den weißesten Kragen um seinen Hals befestigte und so ruhig, als ob sein Herz noch jungfräulicher, von Liebe und Leidenschaft unberührter Boden wäre, das Haus verließ.

Ein merkwürdiger Zufall war es ohne Zweifel, daß die junge Novize von dem Tag jener Unterredung

an, jeden zweiten Morgen ein mit dem Klostersiegel der Himmelspförtnerinnen versehenes Schreiben empfing.

Die wackere Frau Gernoth freute sich mit der Empfängerin über diese häufigen Zuschriften, welche den glänzendsten Beweis von der zarten Sorge und dem treuen Hirtensinn der ehrwürdigen Mutter Haizenberger lieferten.

Die Antworten, welche regelmäßig vor ihrer Absendung von Frau Gernoth gelesen wurden, da kein klösterliches Siegel den frommen Inhalt verbürgte, lauteten anfänglich zurückhaltend, kalt, spröde, bis sie im Verlauf der fleißig unterhaltenen Correspondenz immer mehr von lodernder Andacht und inbrünstigen Ausrufungen überströmten.

Eines schönen Juli-Tages hielt der Wagen Sr. Eminenz des Cardinals an der Klosterpforte.

Khlesl sprang seiner Würde völlig vergessend mit fast jugendlicher Raschheit aus der Kutsche, stieg die Stufen schnell hinauf und begab sich, ehe ihn noch die Schwester Pförtnerin melden konnte, auf die Zelle der Aebtissin.

Die gute würdige Frau war durch den Anblick des Kirchenfürsten nicht eben freudig überrascht, zwang sich aber in der Einfalt ihres Herzens freudig zu erscheinen.

Sie rückte ihren Schleier zurecht, zog die Bänder an der Kutte straff an und rief ein über das andere Mal: „Man sende augenblicklich die Schwester Victoria" — sie wagte in Gegenwart des Cardinals nicht einfach zu sagen die Khlesl — hieher, daß sie ihren Oheim bewillkomme."

Der Cardinal schüttelte aber den Kopf und sagte trocken: „Wenn ich mit meiner Nichte reden will, weiß ich sie ohne Euch zu finden, ich bin übrigens nicht gekommen, um mich mit Eva-Rosine zu unterhalten, sondern Euch zu fragen, ob Ihr meinen Verhaltungsbefehlen in Betreff der unglückseligen Schwester Francisca pünktlich nachgekommen seid?"

Die gute Vorsteherin, welcher bei den steinharten Zügen des Cardinals und dem rauhen Ton, den er anschlug, siedend heiß um's Herz geworden war, athmete bei der Frage des strengen Schutzherrn neu auf.

War es nur das, da konnte Frau Haizenberger außer Sorge sein, sie hatte das tröstliche Bewußtsein, nicht ein Jota von den Befehlen des Bischofs abgewichen zu sein.

Sie erwiederte daher gewaltig erleichtert und nicht ohne ihre Seelenruhe zur Schau zu tragen, daß sie glaube, der Cardinal könne sich wohl auf die genaue Vollziehung seiner Aufträge verlassen.

Das höhnische Lächeln, womit Khlesl die zuver-

sichtsvolle Rede beantwortete, brachte die Vorsteherin einen Augenblick außer Fassung, sie fing zu weinen an und stotterte, indem sie sich mit den fetten Fingern über die Augen fuhr: „Ich glaubte meine Schäflein so getreulich behütet zu haben.“

„Wer redet von Euren Schäflein?“ fuhr der Cardinal gereizt auf; „ich sage, daß wider mein Verbot ein Briefwechsel zwischen dem Kloster und der entlaufenen Novize stattgefunden habe. Könnt Ihr Euch doch, dieses Proselytenmachen Zeit Eures Lebens nicht abgewöhnen? Wenn ich Euch nun sage, daß ich von der Rückkehr Francisca Rappachs gar nichts wissen will was dann?“

Frau Victoria Haizenberger hätte als dickes watschliges Modell des Erstaunens dienen können; ihre Augen blieben starr auf den Cardinal gerichtet, dem offenen Mund fehlten die Worte und die fleischige aus dem weiten Aermel hervorragende Hand focht wie toll in der Luft herum.

„Wie?“ rief endlich die wieder zu Athem gekommene Vorsteherin: „Wie sagt Ihr, hier aus diesem Kloster, aus der Himmelspforte sollten Briefe ausgegangen sein, Briefe an die Rappach? Aber es ist ja gar nicht möglich, Schwester Victoria — das heißt, ich selbst lese ja alle Zuschriften und Antworten. Nein, Eure Eminenz, ich schwöre bei der unbefleckten Gottesmutter....“

„Schwört nicht, unterbrach sie hier der vor Ungeduld zitternde Bischof; „schwört nicht und seht das an." Khlesl brachte ein Stück Papier hervor, das nichts als die Ueberschrift: An Jungfräulein Francisca von Rappach und das Klostersiegel enthielt.

Frau Haizenberger schlug die Hände zusammen und erklärte Siegel und Ueberschrift als eines jener Blendwerke, womit im Alterthum die Heiligen der Wüste vom Satan geäfft worden seien. Khlesl blickte die glaubensstarke Aebtissin halb mitleidig, halb verächtlich an, zuckte die Achsel und befahl nun seinerseits: „Die Eva-Rosine."

Nach wenigen Minuten, während welcher sich Cardinal und Aebtissin stumm, aber voll Aerger gegenüber standen, trat die Nichte des Bischofs lautlos ein. „Was weißt Du darüber?" herrschte ihr der Cardinal auf Schrift und Siegel deutend zu.

Die Nonne begriff schnell, um was es sich handelte, und sagte ruhig, ja anscheinend unterwürfig: „Se. Eminenz denkt zu gut von der Welt, sonst hätte sie gleich bemerken müssen, daß diese Schrift keine Frauenhand verräth und das Siegel gefälscht sei.

Der Cardinal betrachtete die Ueberschrift ungläubig und verlangte die Handschriften der Schwestern und Novizen zu sehen.

„Ach Du gerechter Gott!" fiel hier die Vorsteherin

ein, „als ob wir arme Nonnen mit unserm Herrn Jesu Christ im Briefwechsel stünden! Ich glaube, daß ich selbst eine Stunde zu zwei geschriebenen Zeilen brauche, was soll ich nun erst von der hochbetagten Schwester Augustina, was von Lactantia sagen — Beide können keinen Buchstaben mehr lesen, geschweige schreiben. Schwester Theresia bringt kein großes B zusammen, Perpetua schreibt nie einen Selbstlaut und die Scholastica beruft sich auf ein Gelübde, das sie gemacht haben will, keinen Buchstaben mehr zu schreiben; bleiben also noch die Novizen, die Breunerin, Eure Nichte und ich. Der Breunerin Handschrift kennt Ihr wohl, da sie wie männiglich bekannt, allwöchentlich an Euch schreibt, und daß diese Haken — hiebei deutete Frau Haitzenberger auf die jedenfalls ihre Federführung weit überbietende Ueberschrift, welche der Cardinal noch immer unentschlossen in der Hand hielt, daß diese langen Irrwische weder mir noch Eurer Nichte gleich sehen, wird Eure Eminenz begreifen.

„Euch gewiß nicht, ich geb' es zu," versetzte der Kirchenfürst. „Aber könnte nicht irgend ein männliches Individuum?"

„Ja, ja, da habt Ihr Recht, alle Uebel kommen von männlichen Individuen," gab die Hochwürdige, ohne den Cardinal ausreden zu lassen, zur Antwort.

„Ich meine, ob nicht männliche Individuen hier im Kloster!"

„Beschütze mich Gott — was Eure Eminenz da sagt!"

„Ich will ja nur andeuten."

„Ich bitte fußfällig nichts solches anzudeuten — wir sind lauter reine Jungfrauen."

Der strenge, gottesfürchtige Cardinal konnte sich, indem sein Blick zufällig auf die breite, kurze, fleischige, hochbusige Gestalt der Aebtissin fiel, eines leichten Schmunzelns nicht erwehren, er sagte, sich in christlicher Geduld fassend: „Aber Eva Rosine behauptet ja selbst, daß sie diese Züge für die Handschrift eines Mannes halte."

Die Hochwürdige knixte und erwiederte: „Wenn Schwester Victoria dieser Meinung ist, so habe ich nichts entgegen, aber behaupte nur, was die fromme Schwester bestätigen wird, daß kein Mann hier unter uns — ach was für ein gottloser Gedanke! diesen Brief geschrieben habe."

„Welcher Mann außerhalb des Klosters könnte sich aber des Siegels bedient haben?"

Auf den Wangen der Nonne erschien meteorartig eine schwache Röthe, verschwand aber, von dem Cardinal unbemerkt, eben so schnell.

Es war augenscheinlich, daß Schwester Victoria gewisse Vermuthungen, zugleich aber starke Gründe hatte, sie nicht laut werden zu lassen.

Der Cardinal blieb ohne Aufklärung, aber die Briefe blieben aus, kein einziger Brief war seit der Visitation des Klosters eingelangt.

Wäre Khlesl, wie er doch so häufig that, nach seinem Klosterbesuch zu seinem alten Beichtkind, der Frau Elisabeth von Khuen geeilt und hätte er dort Alles und Jedes überwachen und überblicken können, er würde nach einer halben Stunde schon die Laienschwester Regina bemerkt haben, wie sie dem Fräulein Bock ein kleines Briefchen zuschob.

Hätte nun der Cardinal vermöge seiner geistlichen Lösegewalt das Siegel des fremden Schreibens abgelöst, so würde er gelesen haben, wie Schwester Victoria einen gewissen schlanken, dunkellockigen Reiterofficier warnen ließ, seiner Geliebten keine mit dem Klostersiegel versehene Briefe zuzusenden, da der Cardinal in Wien angelangt sei.

Da Khlesl aber von der Himmelpforte geradeweges zum Kaiser eilte, blieb ihm die sonderbare Correspondenz für's Erste ein Räthsel.

Noch räthselhafter erschien aber dem bewußten Officier die getreulich hinterbrachte Warnung, da er ja das Siegel so schnell und heimlich hatte nachahmen lassen, daß außer dem erkauften Sacristan und Klosterknecht kein Mensch davon eine Ahnung haben konnte.

Hätte der für seine Jugend vielerfahrene Rolandin den Scharfsinn gekannt, der allen Frauen im Punkt der Herzensangelegenheiten angeboren ist; er würde sich weni-

ger verwundert und gleich gemuthmaßt haben, daß er von Schwester Victoria errathen worden sei.

Er hörte also auf an Francisca zu schreiben und die verkappte Laienschwester nach der Burg zu schicken.

Natürlich blieb er nun ohne jene Antworten, welche vorsichtshalber in den Ton jener religiösen Schwärmerei gekleidet waren, welche die Sprache weltlicher Leidenschaft zu frommen Zwecken adoptirte.

Drei Tage später versicherte Frau von Khuen Jedermann, der es hören wollte, daß die Novize mittelst päpstlichen Breve's, das sie selbst gelesen haben wollte, in das Frauenstift zu Brünn übersetzt worden sei.

Wolfgang war bei dieser Nachricht außer sich und drohte die Fahne zu verlassen; im Himmelspfortkloster äußerte Frau Haizenbergerin achselzuckend, daß sie der armen Haut die ruhige Stelle wohl gönnen möchte, aber als Vorsteherin des Damenstiftes einer entlaufenen Novize wohl schwerlich die Thür geöffnet habe. Schwester Victoria nahm die Nachricht ernster und kälter auf, als jede andere Nonne, ließ aber dem verzweifelnden Kürassier unter der Hand sagen, daß er keinen tollen Streich begehen, sondern den ganzen Handel Gott und der seligsten Jungfrau anheimstellen solle.

Der Cardinal war seitdem noch einmal so freundlich gegen die Himmelspförtnerinnen als ehe und zuvor.

XXI. Capitel.

In welchem bewiesen wird, daß nicht alle Wege nach Rom führen.

Es war am Morgen des 19. Juli 1618, als zwei Männer in schwarzer Cavalierstracht sich dem Burgthor näherten und neugierig still standen, da sie bemerkten, wie emsig man daran sei, einen Fahrweg, der über die Bastei unmittelbar in die kaiserlichen Gemächer führte, anzulegen und zu ebnen. Eine für jene Zeit erstaunliche Anzahl Arbeiter war damit beschäftigt, die lockere Erde fest zu stampfen, die Einfriedung herzustellen, und Kies als Straßenpflaster herbeizuschaffen. Der Wegmeister munterte seine Untergebenen unausgesetzt auf und es herrschte, aller Gewohnheit jener Tage entgegen, solche Eilfertigkeit und Eifer, daß es den Ankömmlingen auffiel. Der Eine, ein hagerer Mann mit bleichem Gesicht und buschigen Augenbrauen,

wandte sich an den Wegmeister mit der Frage: „Was schafft Ihr da?"

„Eine neue Fahrstraße, wie Ihr seht. Vor drei Tagen begonnen, muß sie bis Abends fertig sein."

„So rasch?"

„O, Se. Durchlaucht der Herr Erzherzog wollte sie binnen 24 Stunden vollendet sehen."

„Welche Durchlaucht?"

„Wie Ihr nur so fragen könnt! Wer will denn immer das Unmögliche möglich machen, wer rennt denn, unter uns gesagt, am liebsten mit dem Kopf durch die Mauer, als der Max." Als der Straßenbaukundige diesen Aufschluß ertheilt hatte, begab er sich eilig nach der entgegengesetzten Seite, um die Arbeiter dort zum Fleiße anzuspornen.

„Ah so, der Max hat es mit dem Bau so eilig?" ließ sich mit gedehnter Stimme der andere Edelmann vernehmen; „das hätte ich mir wohl gleich denken sollen. Sr. Majestät verlangt so etwas, das Geld kostet, und Keinem ein Vergnügen gewährt, sicher nicht."

„Darin habt Ihr Recht," entgegnete der Hagere. „Gälte es ein Hoffest, eine lustige Jagd oder ein stattliches Feuerwerk, so könnte man Hundert gegen Eins wetten, daß es auf des Kaisers Befehl geschehe. Ist's dagegen ein neuer Kirchen- oder Klosterbau, so rathet keck auf den Max."

„Ist's aber eine neue Straße," fiel der Stärkere mit den frischen, wohlgefärbten Wangen ein, „ist's ein neuer

Handelsweg, würdet Ihr da gleich auf den Hoch- und Deutschmeister verfallen?"

Sein Begleiter erwiederte verblüfft: „Bei meiner Treu, Ihr habt Recht, daran hätte ich nicht gedacht?"

„Und was schließt Ihr daraus, daß Se. Durchlaucht etwas so Ungewöhnliches, das weder (dabei schlug sich der Redner spöttisch an die Brust) der unsterblichen Seele frommen, noch dem Staat nützen kann, in so kurzer Zeit vollführen läßt? — Nur auf eine Laune, die den hohen Herrn plötzlich anwandelte?"

„Die Großen haben unzählige Launen, wie z. B. der Kaiser selbst."

„Aber Max ist nicht der Kaiser."

„Und kann er deshalb keine Launen haben; haben nicht wir selbst Launen?"

„Max hat keine."

„Wie sagt Ihr, keine Launen?"

„Ich versichere Euch, es ist so, der Erzherzog hat wirklich keine Launen."

„Und wenn nicht?"

„Nun so kann auch diese Straße nicht die Frucht einer plötzlichen Laune sein."

„Aber was liegt denn daran, Erasmus, was diese Straße ist? sie sei wegen meiner Product der Laune oder des Zufalls."

„Dieser Meinung bin ich nicht; im Gegentheil liegt mir sehr daran, zu wissen, wohin die Straße führen soll.“

„Ihr habt ja gehört, über die Bastei zur Burg.“

„Wohl hab' ich das so gut gehört als Ihr, und dennoch behaupte ich, daß diese Straße weiter führen müsse.“

„Ihr scherzt?“

„Nicht im Geringsten. Den Weg von hier in die Burg überseht Ihr, darum meint Ihr auch, er endige hier. Aber Ihr gebt doch zu, daß dort, wohin Euer Blick nicht reicht, noch immer Weg und Steg führen können?“

„Gerne.“

„Nun, ich sehe die Fortsetzung des Weges so wenig als Ihr, aber so viel ahne ich, daß — daß dieser Weg noch weiter führt.“

„Ihr seid ein seltsamer Kauz.“

„Habe ich mich, oder Andere schon oft getäuscht?“

„Zur Steuer der Wahrheit, nein!“

„Nun so wartet und urtheilt später; doch da kehrt so eben der Wegmeister wieder zurück.

In der That kam der ziemlich beleibte Mensch, ein Stück Brot zwischen den Zähnen malmend, ein anderes in der Hand, auf seinen früheren Platz zurück.

Tschernembl hub kopfschüttelnd an: „Ich zweifle, daß dieser Weg einer Staatscarosse hinlänglichen Raum bietet. Mein Freund ist entgegengesetzter Meinung, und Ihr?“

„Ich habe keine bloße Meinung, sondern kann Euch

mit voller Gewißheit sagen, daß Ihr Unrecht habt. Es wurde eigens anbefohlen, die Straße für breitspurige Wagen einzurichten."

Tschernembl wandte sich an seinen Begleiter: „Ihr seht, daß ich Unrecht habe;" dann sagte er, sich an den Wegmeister wendend: „Und wißt Ihr auch, weshalb der Bau des Weges so beeilt wird?"

„Ei wohl! eine Wette gilts."

„Eine Wette?" wiederholte gedehnt und halb zweifelhaft der Frager.

„Wie ich sagte, eine Wette, welche Se. Durchlaucht mit Herrn Breuner einging."

„Mit Herrn Breuner?" — „Und seit wann ist Se. Durchlaucht so wettelustig? es war mir bisher von dieser fröhlichen Eigenschaft Sr. Durchlaucht nichts bekannt."

„Nun, der Erzherzog wettete mit dem Breuner, daß er von der Burg aus über die Bastei zur Spinnerin am Kreuz wolle, ohne das Kärnthnerthor zu betreten; ja sagte der Breuner, das werden Eure Durchlaucht wohl bleiben lassen, da müßte zuvor eine Straße gebaut sein; da bedung sich der Erzherzog nur drei Tage Zeit, und der von Breuner ging darauf ein."

„Nun?"

„Nun? heute wird der Weg vollendet, und Se. Durchlaucht hat gewonnen."

„Ich glaube, Ihr habt Euch da von einem schwatzhaften Gevatter ein Märchen aufbinden lassen?“

„Ein Märchen, ich? der Hofweginspector und Wasserbauer, ich kann es Euch beschwören, daß Se. Majestät der Kaiser es nicht besser weiß, als ich, da mein besonderer Gönner und Gevatter, der Hofleib-Arzt Mignoni dabei stand, als der Erzherzog Ferdinand dem Kaiser den ganzen Handel erzählte.“

„Und der Kaiser?“

„Lachte dazu; besonders gefiel ihm der Spaß mit dem Cardinal.“

„Kaum hatte der Wegmeister dieses Wort ausgesprochen, so schien sich der Hals des Freiherrn zu verlängern, seine Augen fingen an zu glänzen, und er trat noch näher an den Hofbeamten heran, indem er anscheinend unbefangen sagte: „Ei, das interessirt mich, erzählt, wie war das?“

„Nun, ich sagte Euch ja, daß Se. Durchlaucht mit dem Breuner wettete.“

„Nein, das mit dem Cardinal.“

„Ah so! Nun der Erzherzog bat den Kaiser, er möchte dem Khlesl geheim halten, daß der Weg auf des Deutschmeisters Anregung angelegt wird.“

„Ich verstehe, dem Khlesl soll eine Ueberraschung bereitet werden. Ihr seht, lieber Thonradl, welch' alberne Gerüchte man im Volk ausstreut, daß der Erzherzog und

Khlesl schlecht zusammen ständen, während sie Eines Herzens und Sinnes sind. Se. Durchlaucht beliebt sogar mit der Eminenz zu scherzen, merkt Euch das."

„Was soll ich mir merken?" entgegnete Thonradl.

„Daß der Erzherzog zu scherzen anfängt;" dann wandte sich Tschernembl wieder an den Wegmeister: „Nun, fahrt fort, mein Bester! Warum sollte Khlesl nichts von der Straße wissen?"

„Ei nicht doch, von der Straße darf er schon erfahren — nur nicht von dem, der sie auf seine Kosten anlegen läßt."

„Ah so, Se. Durchlaucht läßt sie auf eigene Kosten anlegen?"

„Natürlich, auf wessen Kosten denn? er hat ja gewettet."

„Richtig, das habe ich übersehen. Weiter."

„Nun, Se. Durchlaucht baten den Kaiser um Verschwiegenheit, weil . . . weil die Wette um den rothen Hut des Cardinals ging. Wenn der Erzherzog morgen den zwanzigsten nicht hier hinaus zur Spinnerin am Kreuz fährt, muß er dem Breuner ein Stadthaus geben, und wenn er hinaus fährt . . . ."

„Nun dann?"

„Ei, es ist zum Lachen, muß der Breuner, kost' es, was es wolle, dem Erzherzog das rothe Käppchen Sr. Eminenz verschaffen."

Tschernembl stimmte mit gezwungenem Lachen in das einfältige Gelächter des Wegmeisters ein; dann fuhr er fort: „das wird einen herrlichen Spaß geben; ich kann es mir denken, und der Kaiser wird sich freuen.“

„O, der Kaiser sieht es gar nicht ungern, wenn man den Cardinal schraubt.“

„Das ist in der Ordnung, dann giebt es auch so Wenige, die es verstehen, Se. Eminenz zu schrauben, da ist nur der Breuner, Collalto und Montecucoli.

„Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde weg, Collalto und Montecucoli sollen die Schiedsrichter sein.“

„Was Ihr sagt?“

„Ja und Dampierre.“

„Dampierre, soll der vielleicht gar den Henker vorstellen, da von Richtern die Rede ist.“

„Bei Leibe nicht, Dampierre soll das Wort führen.“

„Dampierre, der Mann vom Schwert das Wort?“

„Nun, man sieht, wie spaßig die Herren sind, es läuft Alles auf einen Fastnachtsspaß hinaus.“

„Wir haben zwar Mittsommer, aber das thut nichts; ein guter Scherz ist eben so willkommen, wenn der Fußboden glüht, als wenn es hagelt und schneit.“

„A propos, weiß man nicht, wann Se. Durchlaucht morgen auszufahren gedenkt?“

„Nein Herr, das wird geheim gehalten.“

„Wird der Cardinal bei der Ausfahrt zugegen sein?“

„Gewiß nicht; was hätte auch der dabei zu schaffen?“

„Ich meinte nur wegen des rothen Hutes, ha! ha!“

„Ei, das ist Breuners Sache, der ist ein feiner Kopf, und weiß das Ding schon einzufädeln.“

„Meint Ihr?“

„Ich bin dessen sicher. Der Breuner ist immer gern dabei, wo es auf den Cardinal zu sticheln gilt, und wird auch jetzt nicht der Letzte sein.“

„Glaub's wohl, Ihr seid übrigens selbst ein feiner Kopf, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben mich nicht reut. Kann man Euch öfter sehen und sprechen; seht, ich bin ein Freund von Hofanekdoten, und Ihr in der Lage, immer frischen Vorrath zu haben.“

Der geschmeichelte Wegmeister sperrte den Mund weit auf und fragte: „Wie so?“

„Nun, ich meine, Ihr könnt Euch mit Hülfe Eures Gevatters Mignoni stets ein Schock solcher Erzählungen verschaffen.“

„Warum nicht?“ erwiederte der Hofbeamtete mit Stolz, „das kann ich, und wenn Ihr zuweilen im Krebsenkeller einsprechen wollt, so könnt Ihr mich dort immer zwischen 8 und 9 Uhr Abends treffen.“

Tschernembl drückte die Hand des Wegmeisters, und fragte: „Haltet zur Güte, Euer Name?“

„Conrad Effenberger.“

„Gut, lieber Herr Effenberger, ich werde mich im Krebsenkeller einfinden. Und erlaubt Ihr wohl auch, daß ich Euch daheim besuche?“

Der Hofbeamtete schien einen Augenblick unschlüssig, dann warf er einen forschenden Blick auf Tschernembl, dachte wieder nach und sagte endlich halbverlegen mit stotternder Stimme: „Wenn man Euch trauen könnte!“

Der Freiherr bezog diese Antwort auf die Hofanekdoten, deren Mittheilung er erwartete, und entgegnete: „Haltet Ihr mich für ein schwatzhaftes Weib?“

Herr Effenberger wurde noch verlegener und brachte den stählernen Stockknopf an den Mund; endlich schien er einen kühnen Entschluß gefaßt zu haben, und sagte: „Ihr besteht darauf, mich zu besuchen?“

„Nun, das gerade nicht.“

„Aber Ihr möchtet doch gern in mein Haus kommen?“

„Das allerdings.“

„Nun so schwört mir, daß dies nicht wegen meiner Frau geschieht.“

„Ach, ich wußte gar nicht, daß Ihr verheirathet seid.“

„Mag sein, obschon, Ihr verzeiht wohl meine Geradheit, ich das bezweifeln möchte.“

„Wie so?“

Effenberger war sichtbar roth geworden, als er antwortete: „Ich bin erst seit Kurzem, und ich kann hinzusetzen, sehr glücklich verehelicht.“

„Ich wünsche Euch alles erdenkliche Glück, sehe aber nicht ein....“

„Desto besser ich, daß eine junge hübsche Frau für einen jungen Mann eine gefährliche Lockspeise und Versuchung sei.“

„Nun, ich werde kommen, wenn die Dame abwesend ist.“

„Das ist sie nie.“

„Aber sie wird doch zuweilen das Haus verlassen?“

„Dann verlasse ich es mit ihr.“

„Wenn sie aber den Einkauf besorgt?“

„Dann besorg' ich ihn mit.“

„Ihr seid also ungeheuer eifersüchtig.“

„Ob ich das bin!?“

„Und wißt Ihr nicht, wie thöricht diese Leidenschaft ist?“

Thöricht, nein, nennt alle Leidenschaften Thorheit, nur nicht die Eifersucht, ich war meine ganze Lebenszeit eifersüchtig. Zuerst auf den Lebkuchen, den mein jüngerer Bruder, welcher der Mutter Liebling war, erhielt; dann auf meine Mitbeamteten, und nun bin ich es auf meine Frau, wenn Ihr die sehet, dann werdet

Ihr begreifen, daß man auf so ein Weib eifersüchtig sein darf, ja sein muß."

„Aber ich werde sie auf diese Weise nie sehen."

„So war es nicht gemeint, im Gegentheil, Ihr sollt sie sehen, aber, versteht Ihr, nicht sprechen. Woll't Ihr das?"

„Von Herzen gern — hier meine Hand."

In demselben Augenblick sah man zwei Männer aus dem Innern der Burg kommen; kaum bemerkte dies der Wegmeister, als er seine Hand rasch aus der des Cavaliers zog, und mit dem Zuruf „Breunerstraße Nr. 1077" wegeilte.

Thonradl redete den Freiherrn an: „Jetzt sagt mir, lieber Tschernembl, wodurch der Einfaltspinsel von Hofschranz Euren Beifall in so hohem Grade erworben hat, daß Ihr ordentlich um seine Gunst und Erlaubniß, sein Haus betreten zu dürfen, bittet. Ich gestehe, daß Ihr mir täglich räthselhafter werdet. Gott weiß es, Ihr seidt der Letzte, der sich mit den Hofschranzen gemein macht und nun urplötzlich laßt Ihr Euch alle Unhöflichkeiten dieses bürgerlichen Dummkopfes gefallen und lächelt ihn noch so freundlich an, als ob er Se. Majestät selber wäre."

„Es ist wahr, ich hatte Unrecht, die Hofschranzen so lange zu vernachlässigen, aber Ihr seht auch, daß ich Alles thue, was in eines Menschen Macht steht,

um meinen Fehler wieder gut zu machen, und ich hoffe, nicht ohne Erfolg; es heißt ja, daß Gott ein einziger Bekehrter lieber sei, als neunundneunzig Gerechte."

„Ich verstehe Euch, offen gesagt, jetzt noch weniger als zuvor."

„Nun, Ihr sollt bald begreifen. Der Kerl hat mir einen unschätzbaren Dienst geleistet."

„Welcher Kerl?"

„Derselbe, der eben von hier fortging und in diesem Augenblick, wenn mich meine Augen nicht völlig täuschen, mit den Erzherzogen spricht." Bei diesen Worten deutete Tschernembl nach der Bastei, wo in der That die beiden Prinzen Max und Ferdinand stehen geblieben waren, bis der Straßenbauer ihnen entgegen kam und wahrscheinlich über den Fortgang der Arbeit berichtete.

„Der dumme Teufel," fuhr Tschernembl fort, „sage ich, hat mir ein Staatsgeheimniß verrathen, für welches der Cardinal, das bin ich überzeugt, trotz seines Geizes, gerne hunderttausend Ducaten zahlte."

„Du lieber Gott! Ihr faselt, ich habe den Menschen wohl dummes Zeug genug sagen hören, aber kein Wort von einem Staatsgeheimniß."

„Das kommt daher, weil Ihr nicht gehörig aufmerktet. Mit der Herrschaft des Cardinals ist es aus,

das Regiment des Kaisers geht zu Ende, die Spanisch-Katholischen kommen oben an."

„Davon sagte der gute Mann beim wahren Evangelium kein Wort."

„Er wußte auch davon eben so wenig, als Ihr in diesem Augenblicke, aber das ist eben das Schöne, daß er mich in den Besitz eines Geheimnisses setzte, das er selbst nicht kannte; er hatte wohl den Schrein, aber nicht den Schlüssel dazu; doch ich will Eure Neugier nicht unnütz spannen. Erzherzog Max hat nicht gewettet, oder hat er, was meint Ihr?"

„Zugestanden, es dünkt mich unwahrscheinlich."

„Aber die Straße wird doch gebaut und der Name des Urhebers dem Cardinal verschwiegen. Erzherzog Max fährt nicht nach der Spinnerin am Kreuz oder fährt er?"

„Da er nicht gewettet hat, so wäre es auch unnütz, wenn er führe."

„Richtig: Die Straße muß also zu einem anderen, und zwar zu einem, dem Khlesl verderblichen Zweck angelegt sein. Meint Ihr nicht?"

„Das scheint mir weniger klar."

„Nun so will ich versuchen, es Euch klar zu machen. Breuner, Montecuculi und Collalto, sind dies nicht die Todfeinde Khlesl's?"

„Ja wohl."

„Glaubt Ihr, daß diese Namen umsonst bei die-

ser seltsamen Wette prangen, und denkt Ihr wirklich daran, daß der rauhe Dampierre so für nichts und wieder nichts mit im Spiele ist? Endlich sollte nicht der Preis der Wette der rothe Hut sein und Breuner ihn schaffen? Wie denn, wenn diese Straße der Weg wäre, um den rothen Hut zu schaffen, oder viel mehr fortzuschaffen?"

Thonradl sah den Freiherrn mit großen Augen an, endlich sagte er: „Jetzt fängt es auch in meinem Kopf zu dämmern an. Führt nicht die Straße nach den Ländern der Erzherzoge?"

„Gut geschlossen."

„Man wird also den Cardinal entführen?"

„Fast scheint es."

„Was wird aber der Kaiser dazu sagen?"

„Der Kaiser?"

„Nun wohl."

„Der wird mäuschenstill sein."

„Gewiß nicht."

„Nun so wird man den Kaiser auch entführen."

„Das wäre ja Hochverrath?"

„Und war es Mathias' Unterfangen gegen Rudolf minder?"

„Aber das entschuldigt nicht."

„Um Vergebung, das entschuldigt so sehr, daß die

Katholischen darin vielmehr eine Restituirung des Rechtszustandes als einen Hochverrath erblicken werden."

„Angenommen, es verhalte sich Alles wirklich so, wie Ihr meint, was gedenkt Ihr zu thun?"

„O, daran habe ich gleich gedacht, und darum habe ich den ehrlichen Wegmeister so wohl behandelt, weil ich mich seiner noch weiter zu bedienen willens bin."

„Ich sterbe vor Begierde zu wissen, wie Ihr einen für uns Protestanten so traurigen Fall auszubeuten gedenkt."

„Erstens steht der Fall zwar zu befürchten, ist aber noch nicht eingetreten; ja vielleicht kann ich ihn vermeiden, und unserer Partei das Einzige, woran sie bisher Mangel litt, verschaffen."

„Wie meint Ihr das?"

„Ihr wißt, den Protestanten fehlt es an Geld; wir sind vom Ausland so hündisch abhängig, weil wir keinen Kreuzer zur Rüstung haben, und Alles von den Fremden erbetteln müssen. Ich will dem Cardinal mein Geheimniß verkaufen."

„Der Preis?"

„Hunderttausend Ducaten, keinen Kreuzer weniger."

„Aber woher wird der Cardinal das Geld nehmen; Ihr wißt, die Staatscassen stehen leer, und der Kaiser hat selbst nicht womit seinen Tisch zu bestreiten?"

„Aber der Cardinal hat so viel! So viel und weit mehr.“

„Woher wißt Ihr?“

„Vom venetianischen Gesandten; die Republik allein verehrte ihm eine Million Kaisergulden für den Friedensschluß.“

„Wird aber der Geizhals zahlen wollen?“

„Das ist ein Anderes; zahlt er nicht, so wird er fallen.“

„Wo bleibt aber dann das Geld?“

„Das wird dann ein Anderer zahlen.“

„Und wer ist der Andere?“

„Ihr errathet nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Nun wer denn, als der junge Kurfürst, der dann König von Böhmen werden wird.“

„Und wie wollt Ihr das anfangen, daß Friedrich zahlt, wenn sich Khlesl zu zahlen weigert?“

„Sehr einfach, sobald Khlesl sich weigert, ist sein Sturz entschieden. Wie viel zeigt die Uhr?“

„Gerade zehn.“

„Um eilf Uhr werde ich beim Cardinal sein; eine halbe Stunde gönne ich Bedenkzeit, da ist es halb zwölf, Mittags ist der Courier abgefertigt — Ihr habt gehört, die Straße wird erst Morgen Nachmittags fahrbar sein; wir haben also einen Vorsprung von mindestens 24 Stun-

den, und da die Wegführung erst nach einiger Zeit bekannt werden wird, von einigen Tagen.

Der Churfürst wird daher früher als jeder Andere wissen, was geschehen wird, das ist aber von unschätzbarem Werth; er wird ferner glauben müssen, daß der Sturz Khlesls unser, oder vielmehr mein Werk sei. Jede Arbeit ist aber ihres Lohnes werth. Friedrich bedarf unter diesen Umständen der österreichischen Protestanten genau so, als wir seines Geldes. Er wird also zahlen, und noch viel lieber zahlen als der Cardinal."

„Dann würde ich mich aber kurzweg an den Kurfürsten wenden."

„Wenn ich es für das Klügere hielte, ganz gewiß; da ich es aber für die Protestanten für nützlicher halte, daß er bleibe, so will ich eher alle Mittel aufbieten, um ihn zu retten."

„Und doch wollt Ihr ihn, falls er nicht bezahlt, im Stich laßen?"

„Wenn Khlesl nicht großherzig und zugleich scharfsichtig genug ist, um einzusehen, daß nur im Protestantismus sein und seines Herrn Rettung sei, so ist es besser, daß gleich geschehe, was bei der Verblendung der Herrscher doch über kurz oder lang geschehen müßte; wenn der Cardinal dagegen zahlt, so haben wir nicht nur die Macht, ihn und den Kaiser zu schützen, sondern noch überdies Beiden Gesetze vorzuschreiben. Mit hunderttausend Ducaten sind die

Protestanten, vorausgesetzt, daß der Friede noch 10 Jahre ungestört bleibt, die Herren im Lande, und der Kaiser selbst ihr vornehmster Diener."

„Gott gebe, daß Ihr Recht habt."

„Aber nun fort zum Cardinal."

„Ihr geht doch allein?"

„Das versteht sich."

„Also trennen wir uns."

„Thuen wir das."

„In der That entfernte sich Thonradl nach der entgegengesetzten Seite, während Tschernembl den Weg nach der Herrngasse einschlug, und vor dem Hause Khlesls, das am Ende der Straße lag, anhielt.

Tschernembl wollte eintreten, aber der Thürhüter vertrat ihm rasch den Weg, indem er sagte:

„Se. Eminenz ist nicht zu sprechen."

„Warum nicht?"

„Weil sie Besuch hat."

„Was für Besuch, wenn man fragen darf?" Bei diesen Worten ließ er ein Silberstück in die Hand des Portiers gleiten.

„Hohen Besuch, gnädiger Herr."

„Und wer ist der hohe Besuch?"

„Ihre Durchlauchten Erzherzog Max und Ferdinand."

Tschernembl murmelte für sich hin: „Das hätte

ich mir denken sollen," dann laut: „Werden sie lange bleiben? Waren sie fröhlich, die durchlauchtigsten Herren? O, ich verehre sie so tief, daß mir Alles nahe geht, was sie betrifft."

„Ueberaus fröhlich, zu dienen, selbst Erzherzog Max lächelte."

„Dann ist die Sache um so ernsthafter," dachte Tschernembl, ging auf die Gasse hinaus, und legte sich auf die Lauer.

Er mochte kaum eine halbe Stunde gewartet haben, so erblickte er die beiden Prinzen, welche der Thürhüter mit tiefen Bücklingen bis in die Mitte der Straße begleitete.

Erzherzog Max trug den Kopf hoch, die Stirne schien faltenloser als sonst, die buschigen Augenbrauen blieben in ihrer natürlichen Lage; sein durchlauchtiger Neffe lächelte vor sich hin. Man merkte, daß das Barometer auf gut Wetter stand. Tschernembl eilte den Durchlauchten entgegen. Erzherzog Max redete ihn mit mit freundlicher Herablassung, um nicht zu sagen Vertraulichkeit, an:

„Ei, da wandelt ja der Demosthenes der oberösterreichischen Stände so harmlos wie der Mond durch Wolken. Ihr kommt gewiß vom Ständehaus, Tscher-

nembl; was habt Ihr uns von dort her zu berichten? Wie sind die Stände gesinnt?"

Tschernembl verbeugte sich mit Anstand, und erwiederte: „Eure Durchlaucht wissen zu genau, wie die Stände Oesterreichs nur immer das Beste des Herrscherhauses vor Augen haben, als daß ich Sie noch insbesondere der Anhänglichkeit der österreichischen Landschaft versichern sollte. Uebrigens leugne ich nicht, daß rücksichtlich der Ereignisse im böhmischen Nachbarland sich Unruhe und Furcht der Stände bemächtigt haben; doch vertrauen alle Stände der Weisheit von Sr. Majestät Principal-Minister Cardinal Khlesl, indem er diesen Namen aussprach, blickte er den Deutschmeister, der sich einer vorübergehenden Röthe nicht erwehren konnte, scharf an — daß er alle Mißhelligkeiten in Frieden schlichten und die ungestörte Ruhe kräftig aufrecht erhalten werde. Namentlich hat die Ernennung des Khuen zum Kriegs-Obersten in Böhmen guten Eindruck gemacht. Wir Stände glauben aus dieser Ernennung zu erkennen, daß es nicht auf den Bürgerkrieg, sondern auf friedliche Ausgleichung, wofür der liebe Gott Se. Eminenz den Cardinal segnen möge, gemünzt sei."

Erzherzog Max runzelte die erst noch so heitere Stirne und antwortete: „Ihr glaubt also, daß der Erzbischof vorzüglich geeignet sein dürfte, die gegenwärtigen Wirren zu schlichten?"

„Daran zweifelt Niemand, nicht einmal wir Protestanten, die wir doch die natürlichen Feinde des Cardinals sein sollten, setzen in die Geschicklichkeit und den guten Willen des Bischofs einigen Zweifel."

„Aber sagt mir, lieber Tschernembl, woher es kommt, daß Ihr Protestanten, die doch der Cardinal durch seinen störrischen Reformationseifer so oft und viel verletzt hat, diesem Manne mehr ergeben seid, als z. B. den Räthen des Erzherzogs Ferdinand oder meinen eigenen?"

„Dies kommt eben daher, weil wir viel weniger neuerungssüchtig und aufrührerisch sind, als unsere Feinde vorgeben. Wir haben nun einmal Kaiser Mathias den Eid der Treue geleistet, sind der rauhen Hand des argwöhnischen Cardinals gewohnt, und möchten uns um unser Leben nicht gern von Andern — hier kam die Reihe an Ferdinand, sich in die Lippen zu beißen, — regieren lassen. Der Cardinal ist unhold, aber nicht grausam, und man hat, sei er die Zügel der Regierung handhabt, nicht einen einzigen Act von Grausamkeit und Verfolgungssucht erlebt, wie man sie tagtäglich in andern Ländern zu sehen und zu hören bekommt."

Ferdinand fühlte den Stich, den ihm Tschernembl, anscheinend voll Freimuth und Unbefangenheit redend, versetzte. Er flüsterte seinem Durchlauchtigen Oheim in's Ohr: „Euer Liebden bemerken, daß es die höchste, ja

allerhöchste Zeit ist, daß wir mit der ganzen Rotte von Regierern und Regierten zu Ende kommen."

Max nickte und fuhr fort: „Ich begreife, der Cardinal zeigt sich zuweilen in Glaubenssachen nachgiebiger, als man von seinem Amte als Priester erwarten sollte, und diese Nachgiebigkeit macht ihn Euch Protestanten geneigt, dagegen könnt Ihr nicht leugnen, daß er die wichtigsten Interessen des Landes, wie z. B. die Erbfolge mit nicht zu rechtfertigender Gleichgültigkeit vernachlässigt und hintansetzt."

„Wenn Euere Durchlaucht gestatten, möchte ich die Erbfolge weit eher den Interessen des regierenden Hauses als des Landes zuzählen; dann möchte ich dem Herrn Cardinal aus der Verzögerung keinen Vorwurf machen, man spricht ja ohnehin überall von der Schwangerschaft Ihrer Majestät der Kaiserin."

Kaum hatte Tschernembl dies gesagt, so brachen die beiden Erzherzoge in ein mit ihrer Würde schwer zu vereinigendes Gelächter aus. Endlich ergriff der ältere Prinz das Wort und sagte:

„Bester ständischer Demosthenes; ich hätte Euch, den oft und viel Befragten und Berathenen, doch für klüger gehalten, als daß Ihr in das Gejohle des vom Cardinal angehetzten Pöbels einstimmtet. Die Kaiserin schwanger? Unsere kaiserliche Frau Schwägerin ist eine viel zu fromme, anständige und rechtschaffene Frau,

als daß Jemand den geringsten unedlen Gedanken über Sie fassen düfte; da ihr aber Religion und Pflichtgefühl jedes andere Mittel, sich Kinder zu verschaffen verbietet, so frag' ich Euch selbst, lieber Herr, von wannen der heißersehnte Thronerbe kommen soll?"

„Nun, vom Kaiser?"

„Wären wir gemeine Leute, oder Eures Gleichen, so würde ich sagen, Ihr hieltet uns zum Besten; als ob Ihr nicht selbst wißt und tausendfach gehört haben müsset, daß Mathias unfähig, unmächtig und untüchtig, daß er überhaupt kein Mann sei. Glaubt Ihr, daß ihm ohne Grund die baierische Prinzessin verweigert wurde? Da nun aber die Kaiserin erwiesener Maßen von ihrem Manne keine Kinder haben kann, auf unehelichem Weg aber keine haben mag, so bliebe nur ein Wunder über. Möglich, daß sich Euer geliebter Cardinal zum Wunderthäter berufen fühlt. Ihr werdet aber als bibelfester Calvinist auch von dem falschen Wunderthäter Simon gelesen haben, der zu Rom sich in die Lüfte erheben wollte. Khlesl soll sich in Acht nehmen, daß es ihm nicht wie dem falschen Magus ergehe."

Max sagte dies mit so drohender Geberde und aufgehobenem Finger, daß Tschernembl den Cardinal im Geiste selbst aufgab, doch faßte er sich schnell und antwortete:

„Eure Durchlaucht hat Unrecht, sich über meine völlige Unkenntniß von Hof und Hofgeschichten zu verwundern; ich lebe so abgezogen von allem höfischen Treiben, und so ganz den ständischen Geschäften hingegeben, daß sich nur höchst selten ein vages Gerücht bis zu meinem Ohr verirrt. Ich bekenne darum gerne mein Unrecht, und wünschte jetzt eben so sehr, daß die Erbschaftsangelegenheit rascher geordnet worden wäre."

Die Erzherzoge schienen mit dieser Antwort zufrieden, verneigten sich nachläßig, und gingen vorüber.

XXII. Capitel.

Der Verkäufer findet nicht immer einen Abnehmer.

Tschernembl huschte zum Hausthor Khlesls hinein. Er nannte in Vorzimmer seinen Namen. Der Hausofficier kam zurück, und meldete, daß Se. Eminenz tief bedauere, den Freiherrn nicht empfangen zu können, da ihn Staatsgeschäfte hinderten.

Tschernembl ließ dem Officianten nicht Zeit auszureden und erwiederte: „Geht nur wieder zu Sr. Eminenz und sagt, ich hätte ebenfalls über Staatsgeschäfte zu sprechen, und die meinigen seien jedenfalls dringender, wenigstens für Se. Eminenz dringender als diejenigen, die er eben unter den Händen habe."

Der Officiant entfernte sich kopfschüttelnd, kam aber gleich darauf zurück, indem er meldete: „Se. Eminenz, welche stets wünscht, Euer Gnaden ange-

nehm zu sein, würde zwar den Freiherrn in kurzer Audienz empfangen, wenn er durchaus darauf bestünde, zöge es aber vor, diese Unterredung, wenn anders möglich, auf morgen zu verschieben."

„Nichts da, morgen wäre das viel zu spät, was ich dem Cardinal jetzt und zwar sogleich zu sagen habe. Mit diesen Worten öffnete er eigenmächtig die Thür, durchschritt mehrere Gemächer, bis er an eine verschlossene Thür gelangte. Er pochte ziemlich laut an. Ein im verdrießlichen Ton gesprochenes: „In nomine domini!" lud ihm zum Eintreten ein.

Der Cardinal saß vor dem Arbeitstisch; dieser war, wie zur Zeit seiner ersten Unterredung mit Tschernembl, mit Papieren aller Art bedeckt. Landkarten, Bücher, Gesandtschaftsberichte und Actenfascikel lagen bunt durcheinander. Der Cardinal war eben damit beschäftigt, ein längeres Actenstück durch eigenhändige Zusätze, die er mit rother Tinte am Rande niederschrieb, zu ergänzen. Beim Eintritt des Freiherrn wandte sich Khlesl um; man konnte aus dem unwilligen Ausdruck seines Gesichtes abnehmen, wie verdrießlich ihm die neue Störung sei. Er wies den Baron auf einen neben ihm befindlichen Sessel, und machte Miene, in seinen Geschäften fortzufahren. Der Unterschied zwischen dem ersten Empfang, welcher Tschernembl zu Theil wurde, und dem gegenwärtigen war zu groß, als daß er einem viel

minder schlauen Mann als Tschernembl hätte entgehen können. Tschernembl sagte sich: Wir haben seither unstreitig an Selbstvertrauen und Sicherheit gewonnen, das alte Quos Deus perdere vult steht dem Minister sichtbar an der Stirne, halten wir indessen an uns. Er nahm also willig Platz. Khlesl fuhr fort zu lesen, Tschernembl zog die Uhr, blickte darauf, und legte sie neben sich, — dann wartete er ruhig eine Viertelstunde, als auch diese vorüber war, zupfte er den Cardinal, der in seiner Arbeit ganz vertieft schien, am Talar.

Der Cardinal blickte nun auf, und sah ihn mit einer Miene an, welche die ganze Verwunderung über das beispiellose Erkühnen des Freiherrn ausdrückte. Tschernembl, sehr wenig außer Fassung gebracht, faßte jetzt den Cardinal noch stärker am Aermel, und sagte: „Vergebt, aber Ihr habt nicht länger Zeit fortzuarbeiten."

Der Cardinal brauchte einen Augenblick Zeit, um sich zu überzeugen, ob er recht gehört habe, dann wandte er, um sich Gewißheit zu verschaffen, sich an Tschernembl und fragte: „Was beliebt?"

Tschernembl wiederholte mit ungestörtem Gleichmuth: „Ich sagte, daß Ihr nicht mehr Zeit habt, länger fortzuarbeiten, und bitte Euch demnach Feder und Papier aus der Hand zu legen und mich anzuhören."

Khlesl, der nun wußte, daß sein Besuch entweder toll war oder Dinge von größter Wichtigkeit vorzu-

bringen hatte, that nach dem Wunsch des Freiherrn wandte sich dann zu ihm und sagte:

„Ich bin bereit, redet."

Diese stolze Art und Weise, wie Khlesl seinem Wunsch willfahrte, gefiel aber dem Freiherrn so wenig, daß er den Sitz verlassend, erwiederte: „Euere Eminenz befindet sich unstreitig im Irrthume, indem sie glaubt, daß ich etwas für mich oder meine Partei verlange, während ich im Gegentheil mit dem Herrn Cardinal zu Gunsten des Cabinetsdirectors Khlesl zu reden wünsche. Sollte dies Sr. Eminenz zu große Störung verursachen, so möge mich derselbe bei dem Minister entschuldigen."

Durch diese Worte wurde die Neugier Khlesls, der wohl wußte, daß Tschernembl nicht ohne triftigen Grund so sprechen konnte, erregt.

Er faltete daher die Hände auf der Brust und sagte im Ton des Vorwurfes: „Warum gegen einen alten, viel beschäftigten Mann gleich im Zorn überwallen, setzt Euch, mein lieber Sohn, und bedenkt, daß ich von der Last der mir obliegenden Geschäfte fast erdrückt, mich oft selbst gegen Personen, die meinem Herzen noch so theuer sind, kurz fassen muß, und nun noch einmal, was ist Euer Anliegen?"

„Ich hatte die Ehre, Eurer Eminenz eben zu bemerken, daß ich keinerlei Anliegen habe."

„Ei, so nehmt die Worte eines zu Tod gehetzten Greises nicht so genau, und sprecht."

Tschernembl, der jetzt den Stolz des Cardinals gebrochen und ihn dort hatte, wo er wollte, entgegnete im milderen Tone:

„Eure Eminenz wird sich erinnern, daß ich meine Anhänglichkeit an Ihre Person bei mancher Gelegenheit bewährte, daß ich nicht selten, wenn die Verhältnisse auf's Aeußerste verwirrt schienen, durch meinen geringen Einfluß und Rath Licht hineinbrachte und die gefährlichsten Händel schlichtete."

„Das gestehe ich willig zu."

„Es ist nun der Augenblick gekommen, Eurer Eminenz einen weit wesentlicheren Dienst zu erzeigen; ich will Eure Eminenz retten."

„Wovor?"

„Vor Gefangenschaft und Tod."

Der Cardinal sprang von seinem Stuhl entsetzt auf, beruhigte sich aber sogleich wieder und versuchte sogar zu lächeln, dann ließ er sich nieder, und sagte:

„Lieber Freiherr, für einen Scherz bringt Ihr die Worte zu ernst vor, und für Ernst lauten Eure Worte zu scherzhaft. Wem, um Christi willen, sollte ich alter Mann so zuwider sein, um auf meine Gefangenschaft und Tod zu sinnen, und endlich, wer vermöchte Etwas gegen

einen Mann, der, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach die mächtigste Person im Reiche ist?"

Tschernembl erwiederte: „Fast sollte man glauben, daß Eure Eminenz recht habe, sich auf Ihr hohes Alter zu berufen, denn nur der Einfluß der Jahre vermöchte Begebenheiten, wie der meuchlerische Anfall bei Baden oder den schlecht gezielten Schuß am Presburger Schloß, so rasch aus dem Gedächtnisse zu verlöschen."

Der Cardinal fuhr mit der Hand an die Stirne, als wollte er die unangenehmen Erinnerungen, welche der Freiherr wach rief, gewaltsam verbannen, dann antwortete er fast fröhlich: Was wollt Ihr, das sind Ereignisse, über welche bereits Moos wächst, seitdem haben sich die Dinge ganz anders und viel besser gestaltet. Leute, die dazumal meine Feinde waren, sind in Freunde umgewandelt, Menschen, die mir dazumal triftige Beweise ihrer feindlichen Gesinnung gaben, haben mir nun die vollsten Bürgschaften der Freundschaft gegeben. Ich danke Euch desungeachtet für die freundliche Sorgfalt, die Ihr für mich hegt, aber Eure Befürchtung ist unbegründet, ich versichere Euch. —

Unter Andern, die durchlauchtigsten Erzherzoge Max und Ferdinand waren, bevor Ihr kamet, bei mir. Sie waren gegen mich gütiger als je und benahmen sich eher als fromme Söhne denn als Erzherzoge; noch mehr, sie behaupten, sie könnten meiner Gegenwart nicht entbehren.

und drangen so lange in mich, bis ich zusagte, morgen nach Tisch in die Burg zu kommen. Was sagt Ihr dazu, und Ihr wollt einen Mann, der mit aller Welt, Gott sei Dank, im Frieden lebt und keinen Feind mehr hat, als die Gicht, mit Besorgnissen erfüllen?"

Tschernembl, der während der ganzen Entgegnung des Cardinals, ohne aufzuschauen, mit seinem Handschuh gespielt hatte, blickte nun plötzlich auf, und begnügte sich zu erwiedern: „Das freut mich, Eure Eminenz so sicher zu wissen, und ihr dadurch viel, ja sehr viel Geld ersparen zu können."

Der karge Kirchenfürst, durch diese Worte mehr beunruhigt als befriedigt, fragte: „Was meint Ihr damit?"

„Nun, ich wollte Euch die Rettung aus einer furchtbaren Gefahr, die Euch bedroht, soeben um hunderttausend Ducaten verkaufen; da Ihr aber so genau wißt, daß Euch von keiner Seite her irgend welches Unglück droht, so erspart Ihr natürlich diese in der That bedeutende Summe Geldes, und ich kann beruhigt von hier fortgehen." Mit diesen Worten schob Tschernembl den Stuhl zur Seite, und machte Anstalt, sich zu verabschieden. Der Cardinal ergriff ihn jedoch beim Arm und zog ihn sanft auf den Stuhl nieder, indem er mit erzwungenem Lachen sagte: „Nicht doch, mein Sohn, Eure Sorge um mich verdient Anerkennung, wenn auch die Art sonderbar ist, in welche ihr dieselbe einkleidet. Indeß versichere ich

Euch auf Euer spaßhaftes Anerbieten, daß, wenn ich meinen Kopf auch nur mit dem zehnten Theil der genannten Summe erkaufen könnte, ich auf den Kauf verzichten müßte, und es ist für mich ein wahres Glück, daß die angebliche Gefahr erträumt ist, denn ich wüßte mir auch nicht zehntausend Ducaten, geschweige erst hunderttausend zu verschaffen."

Tschernembl entgegnete: „Desto besser für Eure Eminenz, denn ich würde von der genannten Summe keinen Heller abgelassen haben. Uebrigens lassen wir diesen Gegenstand, der für Eure Eminenz keine Bedeutung hat, und gehen wir zu etwas Anderem über. Die Bestallung des Obersten Khuen war ein ausgezeichneter Streich."

Der Cardinal schmunzelte selbstgefällig.

„Das letzte Manifest, welches den Böhmen die Erhaltung ihrer Privilegien zusagt, und über den Fenstersturz ganz hinaus geht, hat die gute Wirkung noch vermehrt."

Der Cardinal schmunzelte abermals.

„Man muß gestehen, Eure Eminenz kennt die Menschen."

Der Cardinal klopfte dem Freiherrn beifällig auf die Achsel und sagte: Gesteht jetzt, daß Ihr irgend etwas von mir zu erreichen kamt, und Euch in dem Mittel es zu erlangen irrtet."

Tschernembl überging mit Leichtigkeit von dem geschmeidigen Höflingston zum feierlichen Ernst, legte die Hand an die Brust, und sagte: „Gott sei mir in meiner Sterbestunde gnädig, wenn ich einen Augenblick daran dachte, Eure Eminenz zu täuschen; noch mehr, ich wiederhole es, noch in diesem Augenblick könnt Ihr Amt, Freiheit und Leben erkaufen; sobald — hier wies er auf die mächtige Hängeuhr des Cardinals, — der Zeiger um zehn Minuten weiter gerückt ist, wird es zu spät sein!"

Khlesl fühlte sich durch die Feierlichkeit, mit welcher Tschernembl redete, und die nunmehr keinen Zweifel an der Ernstlichkeit seines Anerbietens erlaubte, erschüttert; die Kniee des alten Mannes zitterten, sein Gesicht war bleich geworden, und selbst Tschernembl empfand etwas wie Mitleid. Da trat der Kammerdiener des Cardinals ein, und überreichte einen Brief.

Khlesl öffnete noch unter dem Eindruck von Tschernembls Worten das Siegel. Während des Lesens änderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Cardinals; die frühere Röthe stieg wieder zu den Wangen und das stolze Lächeln, das man an ihm gewohnt war, spielte wieder um seine Lippen. Er reichte den Brief stillschweigend dem Freiherrn. Das Schreiben kam vom Erzherzog Ferdinand und lautete, wie folgt:

„Euer Liebden!

So eben war der spanische Gesandte Onate bei mir, und erfreute mich mit der Nachricht, daß mein königlicher Schwager und Oheim, Se. Majestät König Philipp sich bewogen gefunden haben, Eurer Liebden für das glücklich vollbrachte Werk der Erbschaftsangelegenheit den Orden des goldenen Vließes zu verleihen.

Der Marquis de tiete Ecclesias befindet sich bereits auf dem Weg, um die getreue Brust Eurer Liebden eigenhändig mit dieser eben so seltenen als großen Auszeichnung zu schmücken. Empfangen Euer Liebden indessen schriftlich meine aufrichtigen Glückwünsche, welche ich mir vorbehalte morgen mündlich auszudrücken Ferdinand."

Tschernembl schloß den Brief wieder zusammen, übergab ihn dem Cardinal, und setzte seufzend hinzu:

„Jetzt seid Ihr verloren. Nun würden Euch auch die bewußten hunderttausend Ducaten nicht mehr mit Sicherheit retten. Ich gestehe, daß die Sache noch viel schlimmer steht, als ich vermuthete, denn daß auch Spanien im Spiel sei, wußte ich nicht."

„Was faselt Ihr von Spanien, Ihr seht im Gegentheil, wie günstig sich für mich Alles gestaltet. Der Deutschmeister ist versöhnt."

„Versöhnt sich Erzherzog Max jemals? verzeiht, das wußte ich nicht.“

„Der junge König ist mein Freund.“

„Ihr seht, ich bin unwissend, und glaubte bisher, Erzherzog Ferdinand sei nur der Jesuiten Freund, und da Ihr kein Jesuit seid — nun der Schluß liegt nahe.“

„Spanien ist für mich.“

„Weil es die Kette des goldenen Vließes um Euren Hals legt. Ich höre, der Scharfrichter von Madrid soll nächstens ein silbernes Richtbeil und goldene Handschellen erhalten.“

„Mein Kaiser liebt mich.“

„Wie er die Dame Wachter liebte, und endlich auf Andringen seiner Familie verstieß.“

„Die Böhmen wissen, daß sie mit mir viel besser fahren, als mit denen, die nach mir kommen.“

„Oder sie werden mit Euerem Nachfolger gar nicht fahren.“

„Kurz, ich war ein Thor, daß ich mich nur einen Augenblick ängstigen konnte. Sprecht, woher soll die Gefahr kommen?“

„Von Allen, nur nicht von den Ketzern, deren Ausrottung Ihr mit so vielem Eifer betrieben habt.“

„Wer sind die Allen?“

„Erzherzog Max, König Ferdinand, Spanien, wollt Ihr noch mehr?“

„Ah, sie würden es nicht wagen, habe ich nicht den Kaiser für mich.“

„Ich wünschte, Ihr hättet lieber den Dampierre für Euch.“

„Was? den Kriegsknecht lieber als den Kaiser?“

„Weil Euch der Schutz des Kriegsknechtes ohne Vergleich mehr nützen würde, als der Schirm Sr. Majestät.“

„Ihr sprecht im Fieber.“

„Und Ihr im Wahnsinn.“

„Ihr seht überall Gespenster.“

„Und Ihr seht trotz Eures gerühmten Scharfblickes das leibhaftige Unglück nicht, das an Eurer Seite steht.“

„So erklärt Euch deutlicher.“

„Zahlt erst die 100.000 Ducaten.“

„Ich besitze sie nicht.“

„Wenn Euere Eminenz will, wird Sie sie besitzen.“

„O, das möchte ich recht gerne.“

„Nun, ich will Eurer Eminenz Erinnerung zu Hülfe kommen, der venetianische Gesandte —“

„Wieder das alte Lied.“

„Der venetianische Gesandte —“

„Aber ich sage Euch schon, daß es ein Märchen ist.“

„Der venetianische Gesandte hatte die Ehre Euch Sonntagmorgens den ersten Februar, noch ehe Ihr in die Kirche gingt, einen Schuldbrief der Signoria, lautend auf eine Million Gulden, zu überreichen.“

„Und wenn es wahr wäre, was ich übrigens nicht zugestehe, was folgt daraus?“

„Daß ihr dreißig tausend Ducaten hier im Baaren liegen habt, hunderttausend Gulden bei einigen Neustädter-Bürgern auf Zinsen ausgethan, zehntausend harte Thaler bei Eurem Freund, dem Dominicanerprior Huter, sechszigtausend Gulden auf verschiedenen Wiener Häusern, hunderttausend Gulden bei der Hofkammer. Diese Summen allein übersteigen bereits die gestellte Forderung; was Ihr mehr besitzt, die Häuser, Felder, Weingärten, Eure gefüllten Kornspeicher, Weinkeller, Silberkästen und die zahllosen Schuldurkunden und so weiter, darunter die berühmte venetianische, die kümmern mich nicht.“

„Irrthum, nichts als abgeschmackte Fabel, ich habe meine Bezüge, weiter nichts, ja im Gegentheil, ich zweifle, ob nach meinem Tod so viel vorhanden sein wird, um mich standesmäßig zu beerdigen. Es ist traurig, lieber Tschernembl, wenn ein alter Mann nicht mit Zuversicht auf eine sorgenlose Zukunft rechnen darf; ich kann es nicht. Und da sprecht ihr mir von hunderttausend Ducaten? Und wenn man mich auf einen glühenden Rost legte, wie den heiligen Laurentius, ich könnte nicht anders reden. Darum seid menschlich und sagt mir ohne Entgelt, was Ihr mir zu sagen habt.“

„Irrthum, nichts als Irrthum. Euere Eminenz wissen, der vielen Besitzthümer wegen, das Einzelne nicht.

Ich will Eurer Eminenz Gedächtniß noch einmal zu Hülfe kommen." Tschernembl stand auf, schritt zum Erstaunen des Cardinals einige Male, als ober etwas suche, mit ungewissen Schritten, und seine Blicke beständig an die Wand geheftet, im Zimmer auf und ab; plötzlich hielt er bei einem Bild des Gekreuzigten an, und pochte mit dem Knöchel gegen die Wand, beugte sich vor und näherte ihr das Ohr; es klang hohl.

Schnell erhob er sich und rief: „Wenn Euere Eminenz vergessen haben sollten, hier in diesem geheimen Wandschrank, dessen Oeffnung sich hinter dem Bilde befindet, liegen die besprochenen dreißigtausend Ducaten."

Der Cardinal war bleich geworden und stammelte: „Nein, hier liegt nichts, gar nichts, ich könnte darauf schwören, daß hier nichts ist."

„O, thut es nicht, Eminenz, ein Schwur ist ein Schwur, und ich glaube Euren Worten, ohne daß Ihr behauptet, die dreißigtausend Ducaten lägen nicht hier; nun, das müßt Ihr besser wissen. Soll ich Euch sagen, welchen Bürgern Wiener-Neustadt's Ihr Geld geliehen habt, und zu welcher Verzinsung? Oder soll ich Eurer Eminenz in Erinnerung bringen, wo sich das Behältniß mit den berühmten Schuldurkunden, denn diese machen unstreitig den interessantesten Theil Eures Vermögens aus, befindet?"

Khlesl wollte es nicht darauf ankommen lassen; er

hatte mit der einen Probe von Tschernembls Allwissenheit genug, er sagte also: „Man glaubte oft die unumstößlichsten Beweise des großen Vermögens eines Mannes vor Augen zu haben und spätere Erfahrungen bezeugten, bis zu welchem Grade man sich täuschte. Ich habe das Unglück für reich zu gelten, weil ich nicht wie andere Kirchenfürsten daherprange, weil ich nicht so schöne Pferde halte, wie der Cardinal Dietrichstein, und ich habe in der That keine Ursache mich über mein zeitliches Einkommen zu beschweren, aber ich habe Kinder."

Tschernembl riß Mund und Augen auf. Khlesl lächelte halb verächtlich. „Die Himmelspförtnerinnen sind meine geliebten Töchter, und die Seminaristen meine theuren Söhne — diese Kinder wollen erzogen und erhalten werden, da geht viel Geld auf, und so kommt es, daß ich bei den ansehnlichen Bezügen, die ich genieße, arm bleibe. — Ich habe minder glückliche Freunde, wollt Ihr, daß ich sie darben lasse, oder soll ich sie gegen mein Gewissen auf Kosten des Staates oder der Kirche zu Aemtern und Würden befördern? was bleibt mir also übrig, als mein Stück Brot mit ihnen zu theilen. So kommt es, daß ich bei meinem von Katholiken wie Protestanten so sehr beneideten Einkommen nicht einmal auf ein sorgenfreies Hochalter, so mich Gott damit heimsuchte, hoffen darf."

Jeden Andern als Tschernembl hätten die mit einem Gemisch von Rührung und Feierlichkeit gesprochenen Worte des Cardinals bewegt. Er aber kannte den Geiz und die Schlauheit des Cardinals zu gut, und war mit den Vermögensverhältnissen desselben zu vertraut, um nur einen Augenblick getäuscht zu werden.

Er wies also auf die Uhr und sagte: „Die zehn Minuten sind vorüber, ich bin von der Unrichtigkeit meiner Ansichten überzeugt und bedauere sehr, daß Eure Eminenz nicht im Stande ist sich zu retten; dann schritt er gegen den Ausgang des Gemaches. Khlesl rief ihn zurück und sagte: „Geld habe ich nicht, aber wollt Ihr ein Amt, ein einträgliches Amt, einen Hoftitel, Ihr seid zwar Protestant, aber Ihr sollt ihn haben."

„Ach Gott, ich möchte um nichts in der Welt, daß Euer Gewissen durch solche Beförderung beschwert würde."

„Ach, das ist ein Anderes, Ihr seid ein kenntnißreicher, fähiger Mann."

„Findet Ihr dies?"

„Wie könnt Ihr fragen, habe ich diese meine Ansicht je verhehlt?"

„Nein."

„Also noch einmal entscheidet Euch."

„Ich habe entschieden."

„Nun?"

„Ich bleibe österreichischer Landstand, dies ist ein großes gewaltiges Amt.“

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts.“

„Wollt Ihr Euer Geheimniß für keinen geringeren Preis entdecken; was mich betrifft, betrifft eben so gut den Kaiser, meinen Herrn; ich kann aus den öffentlichen Geldern .....“

„O nichts von dem, der Staatsschatz ist leer, und leerer als leer.“

„Ich versetze einige Reichskleinodien.“

„Die werthvollen sind versetzt.“

„Nun denn, ich gebe Euch zehntausend Gulden.“

„Lebt wohl! —“ und Tschernembl entfernte sich langsam, aber mit sicherem Schritt.“

Der Cardinal rief ihm nach: „Ich gebe Euch, so hört nur, ich gebe Euch 10,000 Ducaten.“

Tschernembl, der nicht hörte oder hören wollte, war zur Thüre hinaus.

Khlesl warf sich, von der gepflogenen Unterredung ermüdet, in seinen Lehnstuhl, und sagte für sich hin: „Tschernembl ist ein feiner Kopf, und ich hätte für mein Leben gern gewußt, was gegen mich im Werke ist, aber der Preis war auch unvernünftig hoch. Vor einem halben Jahr würde ich ihn vielleicht gezahlt haben, denn damals hatte ich übermächtige Feinde; heute fürchte ich

Niemanden. Was kann auch Tschernembl mit seiner drohenden Gefahr meinen? Eine ständische Cabale. — Ja das ist's. Wäre es Max oder der römische König, so würde er nicht auf sie als meine Feinde hingewiesen haben; von den Ständen aber sagte er kein Wort, folglich kommt mir die Gefahr nicht von dem Erzherzoge oder Spanien, sondern von den Ständen. Das ist von den Ständen zwar sehr unvernünftig, und der mit Tschernembl getroffenen Abrede stracks entgegen, aber doch immer besser, als wenn man zu Graz oder Innsbruck gegen mich intriguirte. — Der Mann hat sich aber, so fein er ist, verrechnet; er wollte Geld für sein Geheimniß, und ich habe das Geheimniß, wenn mich nicht Alles trügt, durch meinen Scharfsinn, was gar nichts kostet, errathen.

Nach Tschernembls Reden bedroht mich der Feind zwischen heute und morgen — nun er kann es gut wissen, da er selbst zuvörderst in seinen Reihen steht; wir wollen auf der Hut sein, doch kann selbst dabei keine ernstliche Gefahr sein; verderben dürfen mich die Stände nicht, selbst wenn sie es könnten; ihr Zweck kann also nur der sein, sich meiner Person zu versichern, um mir neue Zugeständnisse abzupressen.

Ich werde mich in Acht nehmen, — der Cardinal hielt sich den Kopf mit beiden Händen, sann eine Weile nach, und fuhr dann im Selbstgespräch fort: „Ich weiß,

was zu thun, ich lasse mich weder heute noch morgen zu Hause oder auf der Straße allein finden. Ich bediene mich nicht einmal meines Wagens. Wie fange ich das an? — holla, ich hab's, ich schreibe an den Nuntius, — und Khlesl ergriff die Feder und schrieb:

„Theurer Bruder in Christo!

Es sind mir genaue Nachrichten zu Ohren gekommen, daß die österreichischen Protestanten darauf sinnen, neue Zugeständnisse zu erpressen. Völlige Religionsfreiheit soll unter ihren Forderungen mitbegriffen sein. Da diese Gottlosen nun wohl wissen, daß ich seit jeher der Gegner ihrer himmelschreiend ungerechten Forderungen war, so haben sie beschlossen, an meine unwürdige Person Hand zu legen, um so die Erfüllung ihrer Wünsche zu erleichtern. Ich ersuche Euch daher, lieber Bruder, um eine Zufluchtsstätte für einige Tage, bis der Sturm vorüber ist, und ich Mittel gefunden habe, die Ruhestörer zu züchtigen.

Von Gottes Barmherzigkeit und des heiligen Stuhles Gnaden
Melchior Khlesl,
Cardinal-Erzbischof von Wien."

P. S. A propos. An der Spitze der aufrührerischen Rotte steht wie immer auch dermalen der fluchwerthe

Erasmus Tschernembl, dessen Name innig mit Allem verflochten ist, das Kirche, Thron und Altar mit dem Umsturz bedroht."

Er siegelte den Brief, und ließ ihn durch seinen Diener eigenhändig dem Nuntius zustellen.

Dann begann er ein zweites Schreiben, das an den Obristen Khuen gerichtet war; in demselben bat er den Kriegsmann, um der Liebe willen, die er immer gegen ihn und sein Haus getragen habe — Tschernembl, Hofkirchen, Thonradl, und wie die Häupter der protestantischen Stände immer heißen möchten, einige Tage genau beobachten zu lassen, und jede Annäherung derselben an seine Person zu verhüten. Dieses Schreiben befahl der Bischof der Frau des Obristen zu übergeben.

Als dies Alles geschehen war, nahm er seinen Stock mit dem elfenbeinernen Knopf, ließ sich den altmodischen Rock bringen, den er noch als Passauer Official getragen hatte, und begab sich in Begleitung seines geistlichen Secretairs, der eigentlich nichts als sein Abschreiber war, zum päpstlichen Nuntius; sein Diener erhielt die Weisung, ihm die Insignien seiner Würde, so wie den Cardinalshabit zur morgigen Aufwartung bei den Erzherzogen nachzutragen.

XIII. Capitel.

Wie Tschernembl den Handschuh umkehrt.

Während der Cardinal die einsamsten Nebengassen wählte, um in das Hotel des päpstlichen Gesandten zu gelangen, eilte Tschernembl spornstreichs nach Hause, und fertigte einen Courier an den Pfalzgrafen ab. In dem Schreiben sagte der Freiherr, daß es ihm gelungen sei, der feigen Politik des Zuwartens und Aufschiebens ein Ende zu machen, die Böhmen zur offenen Empörung zu treiben und den Cardinal, welcher als das verkörperte Princip jener Politik galt, mit Hülfe seiner politischen Freunde, so wie durch kluge Benützung selbst feindseliger Leidenschaften zu stürzen. Nichts mehr, fügte er hinzu, stehe nun der Verwirklichung alter, verschobener, aber nie aufgegebener Pläne entgegen.

Niemals sei ein Zeitpunkt zur allgemeinen Erhebung

der Reichsglieder als Repräsentanten der neuen Lehre gegen den katholischen Unfug günstiger gewesen. Jetzt gelte es, an die Stelle des mürben, langsam zerbröckelnden Organismus der deutschen Reichsverfassung ein anderes lebensfähigeres Princip zu setzen. Das Haus Habsburg, das die Kaiserwürde als ein Familiengut anzusehen gewohnt wäre, müsse eines Besseren belehrt, und ihre durch wenig gewissenhafte Mittel im Lauf der Jahrhunderte zusammengebrachte Herrschaft in ihre Bestandtheile wieder aufgelöst werden. Was den alternden Kaiser betreffe, so dürfe man die Sorge für seinen Untergang getrost den Spanischen und Wälschen überlassen; übrigens sei der alte Herr ohnedies kein gefährlicher Gegner; dagegen müsse man dem jungen steierischen Wolf die Zähne bei Zeiten ausbrechen, eh' er zu stark und mächtig würde.

Ob sich der Herr nicht der Merovingischen Race erinnere; der letzte König wurde geschoren und in einem Kloster eingekerkert; Ferdinand habe eine so unüberwindliche Vorliebe für das Klosterleben, daß man ihm nicht einmal etwas Hartes zumuthe, wenn man ihn verurtheile als Mönch zu leben und zu sterben; der Pfalzgraf solle sich an dem Haus der Merovinger ein Beispiel nehmen, und mit Ferdinand ein Gleiches thun. So wie die Welt den carolingischen Prinzen noch heute zu Dank verpflichtet wäre, daß sie der grausamen Herrschaft der nichtsthuerischen Könige aus dem Hause des Meroväus ein Ende machten,

so würden alle Länder und Völker, welche gegenwärtig unter dem Gewissenszwang der Habsburger schmachteten, das Andenken desjenigen segnen, welcher ihre unerträglichen Fesseln zerbreche, und ihre Seele und Leiber frei mache. Jetzt müsse es sich zeigen, ob der Pfalzgraf in sich die Kraft fühle, dem Kurhut eine Krone beizufügen, oder ob er in dem Alltagsleben als armer Reichsstand unterzugehen gedenke. Die deutschen Protestanten der österreichischen Länder ständen bereit, Gut und Blut für ihn einzusetzen; die Böhmen jubelten ihm entgegen, und Bethlen Gabor, wie ihm wohl bekannt, stände bereit, mit 20,000 Ungarn zu Gunsten seiner Glaubensgenossen in Oesterreich einzufallen. — Es fehle nur an Einem, ohne das Alles Schaum und Traum bliebe, an Geld. Die Katholischen, welche Geld hätten, benützten dasselbe zu feindlichen Zwecken, und die protestantischen Edelleute seien durch den jahrelangen Widerstand so ausgesogen, daß sie nicht einmal die nothwendigsten Auslagen zu bestreiten im Stande wären. Hundertfünfzigtausend Ducaten seien die geringste Summe, welche die protestantischen Stände Oesterreichs benöthigten. Ohne Wasser könne der Müller nicht mahlen, und ohne Geld kein Krieg geführt werden. Der Schreiber erwarte also von der bekannten Einsicht des Churfürsten die bezeichnete Summe, die an sich vielleicht bedeutend; in Rücksicht auf den Zweck aber sicher gering, vielleicht zu gering sei.

An die Pfalzgräfin schrieb er besonders, und empfahl dem Courier, ihr das Schreiben insgeheim zuzustellen. Er erinnerte an die Verpflichtungen, welche sie als eine protestantische Prinzessin und Tochter eines so großen evangelischen Königs zur Aufrechthaltung der reinen Lehre und Unterstützung ihrer Glaubensgenossen habe, er sagte ihr, daß er schon damals, als er sie das erste Mal erblickte, daran gedacht habe, wie herrlich eine Königskrone in den weichen, blonden Locken sitzen würde; wie ihr Wesen und Anstand sich so ganz für eine Königin schicke, wie er die Nation jetzt schon beneide, die in ihr die Königin verehren dürfe.

Er wisse gar wohl, daß ihr Gemahl ein echt deutscher, gut denkender Herr sei, aber von seinem Wankelmuth und mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen von dem bindenden Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt fürchte er Alles. Er wende sich darum an sie, die Königstochter, an das vorurtheilsfreie geistvolle Weib, und frage, ob sie, die englische Prinzessin, allen gekrönten Fürstinnen der Christenheit nachstehen oder nicht lieber mit der Kaiserin selbst gleich gehalten und behandelt sein wolle. Eins wie das Andere hinge von ihr selbst ab. Sie vermöge über ihren fürstlichen Gemahl Alles, das wisse er; ihr Einfluß sei unbegränzt, er beschwöre sie deshalb, dieses Verhältniß zum Nutzen ihrer leidenden Glaubensbrüder, zum Frommen ganzer Völker und Länder

anzuwenden. Sie sei einsichtsvoll genug, um zu wissen, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen müsse. Sollen sich die österreichischen Protestanten für den künftigen König von Böhmen erheben, so brauchen sie Geld zum Waffnen, Geld zur Bestechung ihrer Gegner, Geld endlich zur Erwerbung neuer Freunde.

Großherzig, wie er sie kenne, würde sie keinen Augenblick zweifelhaft sein, was in solchem Falle zu thun. Es sei ihm bekannt, daß der König, ihr Vater, mit aller väterlicher Zärtlichkeit an ihr, als seinem Augapfel hänge, sie solle daher Jakob den Ersten zur Hülfeleistung bewegen; es liege die Theilnahme überdies im Interesse Englands, England könne durch die Erhebung des Protestantismus nur gewinnen, durch seine Niederlage nur verlieren. Er lege das Schicksal der österreichischen Protestanten, so wie ihre, der Pfalzgräfin Zukunft, in ihre eigenen Hände; diese seien zwar klein und zart geformt, aber ein männlicher Geist regiere sie. Sie möge ihm den Freimuth verzeihen, mit welchem er an sie schreibe, aber er habe geglaubt, sich bei einer so ungewöhnlichen Frau, deren hochherzige Denkweise jedmänniglich bekannt sei, über die enggezogenen Schranken gesellschaftlicher Vorurtheile hinaussetzen, und die Wahrheit ungekünstelt vortragen zu müssen; dies habe er gethan, und erwarte nun sein Urtheil.

Gott sei stets mit dem Muthigen, dies möge sie

bedenken; er selbst wolle hundert Leben für das ihrige und das ihres fürstlichen Gemahls geben; sein Geist weile bei ihr in Heidelberg, und er bedauere, daß er nicht völlig dort sein, und nach seinen geringen Kräften rathen und helfen könne.

Als Tschernembl beide Briefe gesiegelt, und den Händen des Couriers übergeben hatte, rieb er sich vergnügt die Hände und sagte halblaut für sich hin: „Ich bin zufrieden, die Angel ist ausgeworfen und der Fisch wird bald daran zappeln. Wenn sich Adam weigert, in den Apfel zu beißen, so ist dafür gesorgt, daß ihn Eva zum Apfelbiß verführt. Ich kenne die Weiber, ob sie Meneglina oder Elisabeth heißen, Eine gleicht doch der Andern, voll Eitelkeit und empfindsamem Wesen wird die Leimruthe von dem geschickten Vogelsteller nie fruchtlos ausgelegt. Das Vöglein zwitschert, die Ducaten klingen, und bald soll mit Gottes Gnade der Brummbaß der Kanonen siegreich dareinschallen. — Ich hätte gerne noch länger Frieden gehalten, der alte Harpagus von Cardinal wollte es nicht anders — es sei."

Nachdem Tschernembl diesen Monolog gehalten hatte, nahm er aus einem sorgsam geschlossenen Schrank einen Haufen Papiere, durchblickte jedes einzeln, zündete ein Licht an und verbrannte den größten Theil derselben.

Nach vollbrachter Arbeit sagte er: „Nun habe ich

mit Herrn Melchior vollkommen abgeschlossen, und man soll wenigstens nicht sagen, daß bei dem protestantischen Freiherrn von Tschernembl Schriften gefunden wurden, die das Gedächtniß des katholischen Cardinals Khlesl verunglimpften. Ob der Erzbischof gegen die Calviner in gleichem Falle dieselbe Rücksicht beobachten würde, bezweifle ich, dafür bin ich aber der Freiherr von Tschernembl, und der Cardinal der Bäckerssohn Melchior Khlesl.

Aber wie, wenn er nicht mehr Zeit findet, seine Papiere zu vernichten? dann bleibt nichts übrig, als ihn dazu zu zwingen, und das werde ich, so wahr ich Tschernembl heiße, und nun an die Rechnungen. Tschernembl zog aus einem andern Fach desselben Schrankes einige mit Ziffern vollgeschriebene Bögen hervor und durchlief sie prüfend mit geübtem Auge. Endlich faßte er sie mit zufriedener Miene zusammen und legte sie an ihre Stelle. Die Rechnungen stimmten mit den verlangteu hunderttausend Ducaten.

Tschernembl hatte die Ständebewilligungen für die Gränzrüstungen gegen die Türken dem Rechnungsanschlag für die eigenen Rüstungen zu Grunde gelegt. Mein Großtürke, dachte der Freiherr, wohnt dermalen in Wien in der kaiserlichen Burg und heißt Ferdinand. Es ist weit weniger daran gelegen, ob die muhamedanischen Gränznachbaren um ein paar Dörfer und feste

Häuser mehr oder weniger besitzen, wenn nur der österreichische Adel frei und mächtig wird. Als der Freiherr auch die Durchsicht der Rechnungen beendigt hatte, blickte er nach der Uhr.

Sie zeigte auf acht; es war Abend geworden, ehe es der Freiherr vermuthete, er packte also eilig zusammen, schloß den Schrank ab, und verließ seine Wohnung.

XXIV. Capitel.

Saul unter den Propheten.

Langsam schritt er dem Keller zu, in welchem er den kaiserlichen Bauinspector treffen sollte.

Der Keller war, wo er sich noch heute befindet, an der östlichen Häuserfront des Hohenmarktes.

Einige Stufen unter dem Eingang war ein grüner Tisch angebracht, auf welchen Schüsseln mit kaltem Geflügel umgeben von einem Flaschenkranz standen. An dünnen Rebschnüren hingen geräucherte Würste nieder und berührten fast die langen Hälse der Flaschen. Diese Gerichte sollten als Köder für die Vorübergehenden dienen, um sie desto sicherer in die unterirdischen Räume hinabzulocken.

Der Freiherr stand einen Augenblick still; von unten herauf tönten schwache Zittertöne und die verhallen-

den Worte der Gäste. — Er stieg die Treppe vollends hinab. Ein ziemlich weiter, fest gewölbter, aber nur schwach erleuchteter Raum umschloß die gewöhnlichen Gäste des Kellerwirthes. Als Tische dienten großen Theils umgestürzte Fässer oder roh geschnitzte, feucht anzufühlende Bierbänke. Ein mächtiges Stückfaß, das in einen Winkel des Kellers gerollt war, diente dem erheiternden Künstler der Gesellschaft zur Schaubühne. Ein buckliges Männlein in abgeschabtem Rock und fadenscheiniger Hose stand auf dem Faß, und suchte das Publicum mit allerlei Liedern und Possen zu unterhalten; sein Gesellschafter saß auf einem kleineren Faß neben an, und begleitete den Sänger auf einer mißtönigen Cither.

Das Publicum selbst bestand aus Bürgersleuten untergeordneten Ranges, Handlungsdienern, Stubenmädchen, einigen Gefreiten und Wachtmeistern, die durch ihre Uniform und das sichere Auftreten aus den übrigen Gästen hervorstachen. —

Der Freiherr blickte etwas betroffen um sich, und suchte den Hofofficianten. — Ein Kellner, der eben unter der Last mehrerer Speisetöpfe daherkeuchte, bemerkte die Unschlüssigkeit des neu eingetroffenen Gastes, dessen ganze Haltung nicht mit dem übrigen Theil der Gesellschaft übereinzustimmen schien; er übersah auch mit raschem Blick die unbequeme Lage des Fremden und be-

deutete dienstfertig, ihm zu folgen. Der Kellner wandte sich nun gegen den dunkelsten Theil des Kellers, und öffnete eine kleine niedrige Thür, durch welche man nur in gebückter Stellung eintreten konnte. Tschernembl folgte seinem Führer, und gelangte in einen kleinen mit Faßdauben, Stricken, Pfropfen und anderem Kellergeräth angefüllten, nur durch spärlichen Lampenschein erhellten Raum, und endlich diesen durchschreitend in ein fast glänzend erleuchtetes, ziemlich geräumiges Gemach, dessen Wände mit halbverlöschten, aber von goldenen Rahmen eingefaßten Bildern geschmückt waren. Die Mitte der Gaststube nahm ein langer, mit weißem Tuch bedeckter Tisch ein, auf welchem die volle Schüssel dampfte, und zahlreiche Flaschen eine gläserne Hecke bildeten. Um den Tisch saßen Männer verschiedenen Alters, deren gemeinsames Merkmal nur eine gewisse hektische Röthe zu sein schien, die anfänglich nur stundenweis auftretend, endlich stationär wird, und bis an das oft spät eintretende Lebensende ihrer Träger dauert. Am obersten Ende der Tafel saß ein Greis von ungefähr siebenzig Jahren, dessen Stimme das Geklirr der Flaschen und Gläser, so wie die Gespräche der Anderen übertäubte. Es war der Hofkellermeister Ruckstuhl und daran kenntlich, daß um seinen Teller ein Kreis seltsam gebildeter, von den übrigen Flaschen vornehm abstechender Bouteillen aller Größen und Alter stand; zu seiner Rechten saß Herr Effenberger, der

Straßen- und Wasserbauer, der beim Eintritt des Freiherrn höflich aufsprang und auf ihn zueilte. Er zog ihn cameradschaftlich auf einen an seiner Seite befindlichen leeren Stuhl und wandte sich an die Tischgesellschaft mit den Worten: „Ich habe die Ehre, meine versammelten Freunde, hier den Herrn . . . .“

Umsonst besann sich Effenberger auf den Namen, den er nie gehört hatte, und wandte sich endlich, wie ein ungeschickter Komödiant an den Souffleur, an den Freiherrn, still flüsternd: „Wie heißt Ihr doch?“

„Schmidt, lieber Herr Effenberger.“

„Also Herrn Schmidt vorzustellen.“

„Wer ist der Herr Schmidt?“ fragte der Kellermeister leise; „wer seid Ihr?“ wispelte Effenberger noch leiser.

„Uhrmacher, lieber Herr Effenberger.“

„Uhrmacher,“ antwortete nun der Bauinspector laut.

„Aber doch nicht der Uhrmacher zu den zwölf Aposteln,“ bemerkte eine heisere Stimme am untern Ende des Tisches.

„Weshalb nicht?“ fragte der tiefe Baß Ruckstuhl's.

„Weil ich, wie der spaßige Gevatter wohl weiß, selbst der Uhrmacher Schmid von den zwölf Aposteln bin.“

„Er ist nicht der Schmidt von den zwölf Aposteln,“ sagte nun Effenberger mit Entschiedenheit.

„Vielleicht ist er der Uhrgehäusmacher Schmidt vom Spittelberg,“ bemerkte eine andere Stimme zur Linken des Mannes von den zwölf Aposteln schüchtern.

„Seid Ihr der Uhrgehäusmacher Schmidt vom Spittelberg?“ wisperte Effenberger seinen Nachbar wieder in's Ohr.

„Nein, lieber Herr Effenberger.“

„Nein, er ist kein Uhrgehäusmacher,“ rief nun wieder Herr Effenberger mit Stentorstimme.

„Aber um Gotteswillen, woher ist denn der Herr?“ fragte der echte Schmid wieder?

„Woher seid Ihr denn, bester Herr?“ fragte Effenberger immer verlegener den Baron.

„Zugereist, lieber Herr Effenberger.“

„Zugereist!“ schrie der Bauinspector, triumphirend, alle Bedenken der etwas heiklen Tischgesellschaft niedergeschlagen zu haben.

In der That murmelten die Genossen des Herrn Effenberger nun völlig befriedigt ein über das andere Mal: „Zugereist!“ Weiteres zu erkunden fiel den ehrsamen Tischgenossen zum Entzücken des Freiherrn nicht ein. — Das durch den Eintritt Tschernembl's unterbrochene Gespräch war nun bald wieder in Gang gebracht. Namentlich gab sich ein zur Rechten des neuen Gastes sitzender junger Mann alle erdenkliche Mühe, seine beiderseitigen Tischnachbaren zu unterhalten. Der junge

Mann war Apotheker, und vor Jahren im Gefolge des Monarchen zur Krönung der Kaiserin nach Prag gereist. Seine glänzendsten Erinnerungen schrieben sich aus jener Epoche kaiserlichen Triumphes her. Der noch ziemlich junge Mann Hofapotheker-Subject Hüller war froh seine alten Geschichten an den Mann zu bringen und Tschernembl nicht minder sie zu hören. Hüller erzählte nun, indem er Georg Reitenspieß den Hofquartiermacher, Zacharias Mecker und Johann Pickel die Hofcapellensänger, die zu gleicher Zeit in Prag waren, zu Zeugen aufrief, von jener fürchterlichen Winterreise, und jenen Festlichkeiten, während welcher die Amouretten, die das Festspiel verherrlichen sollten, erfroren.

„So boshaft waren die Leute," fügte der Apotheker bei, „daß sie aus dem Erfrieren der Liebesgenien auf eine frostige Ehe schlossen."

„Und die Leute hatten Unrecht?" fragte der vermeintlich zugereiste Uhrmacher.

„Ich sagte nur, daß die Leute boshaft waren."

„Das heißt die Frage umgehen."

„Nun denn, es giebt ja oft recht schöne Wintertage."

„Und Ihr meint, daß die Ehe des Kaisers sich solchen schönen Wintertagen vergleichen lasse?"

Hüller nickte und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Jedenfalls bringen die Bäume im Winter keine Früchte."

„Aber die Leute meinen hie und da noch immer,

daß trotz Schnee und Frost die so lange erwarteten Früchte noch reifen sollten."

„Ja wenn die Liebesgötter nicht erfroren wären," gab der Apotheker ungläubig zur Antwort.

„Und dennoch habe ich erst dieser Tage gehört....."

„Teufel, das ist für einen zugereisten Uhrmacher sehr viel," bemerkte Kellermeister Ruckstuhl.

„Aber Ihr wisset ja noch gar nicht was," entgegnete der fremde Gast. „Ich habe gehört, daß Ihre Majestät die Kaiserin, die Gott erhalten möge, gesegneten Leibes sei.

„Ja, ja, das möchten sie wohl!" wandte Hüller ein, „aber so wenig dem Kaiser Rudolf das Menschenmachen auf der Retorte gelungen ist, so wenig werden es die Herren Mignoni und Magnus bei der Kaiserin zu Stande bringen.

„Also die Aerzte sind derselben Meinung?"

„Ei, von den Aerzten geht es ja aus."

„Ich dachte von den Nonnen zur Himmelspforte?"

„Ich kann Euch nur versichern, daß wir schon alle möglichen Roburantien nach Hof gesendet haben; jetzt trinkt die Kaiserin Ribola."

„Was ist das?"

„Ei eine Weingattung, welcher man besondere Kräfte zuschreibt."

„Und außer dem Ribola."

„Einen Abguß von Knabenwurz."

„Sonst nichts?"

„Trinken nicht, das ich wüßte, aber es giebt noch andere Mittel, die man anwendet."

„Das wäre?"

„Es müssen sich täglich ein Dutzend der hübschesten Kinder — lauter Knaben natürlich, unter den Augen der Majestät baden."

„Dann....?"

„Dann hat Herr Mignoni in der Kaiserin Schlafzimmer ein ganzes Atelier errichtet."

„Wozu das Atelier?"

„Ich hätte sagen sollen, eine ganze Sammlung von Knabenbüsten und Kindergruppen."

„Jetzt werden wir doch am Ende sein?"

„Oho — ich sagte bloß, was die Aerzte vorbereitet, um ihre Vorhersagung in Erfüllung zu bringen."

„Haben sich denn noch andere Leute eingemengt?"

„Das will ich meinen!"

„Wer denn?"

„Die Geistlichkeit."

„Ah, Ihr macht mich neugierig. Und wie hat es die Geistlichkeit angefangen, auf den Zustand der Kaiserin einzuwirken?"

„Der Cardinal hat ihr ein heiliges Frauenzimmer beigegeben. Ist es nicht so, Ruckstuhl?"

„Hätte man ein plauschsüchtiges benöthigt, so hätte er Dich empfehlen können," erwiederte der vorsichtige Kellermeister mürrisch."

„Nun der Bruder Uhrmacher scheint ein ehrlicher Mann."

„Muß man Jedem, den man für ehrlich hält, seine Geheimnisse anhängen?"

Tschernembl stellte sich gekränkt und beleidigt und beharrte in völligem Schweigen, das fiel dem Weginspicienten, der auf den Verlauf des Gespräches t nicht geachtet hatte, auf. Hüller klagte den Hofkellermeisters als den Beleidiger und Störnfried an.

„Kennen wir den Herrn?" brummte der Veiklagte mißvergnügt.

Effenberger, der bereits die zweite Flasche geleert schlug zornig auf den Tisch, daß die Teller und Becher klirrten: „Ich aber kenne ihn, ich Effenberger, und nicht seit heute, sondern zwanzig Jahre her; ich habe Vater und Großvater gekannt, und waren lauter ehrliche Leute, kein Halunk darunter, kein einziger."

Ruckstuhl begnügte sich kopfschüttelnd zu murmeln: „Das müssen langlebige Leute gewesen sein dieser Vater und Großvater, da mir der Herr schon wie ein Fünfziger aussieht."

„Ihr seid ein Zänker und Polterer, schrie Effenberger.

„Wer meinen Collegen verunglimpft, hat es mit mir

zu thun," erhob der Uhrmacher Schmid die Stimme am unteren Ende der Tafel.

„Ich fordere, daß Herr Ruckstuhl als Sühnopfer und Zeichen seines Vertrauens die Geschichte der Nonne selbst erzählt," rief Hüller.

„Erzähle Dickwanst!" schrie ihm Reitenspieß zu.

„Erzählen!" Erzählen! riefen die Andern.

Ruckstuhl wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seinem Namen zu Ehre, den Stuhl rückte, seinem Nebenmann etwas zuflüsterte, worauf dieser nach der Thüre sah und sie verriegelte und dann anhob:

„Vor ungefähr einem Vierteljahr hielt sehr spät Abends, als nur wenig Menschen mehr auf der Gasse waren, des Cardinals Reisewagen, dessen Wappen aber zufällig oder geflissentlich verwischt war, vor dem Eingang zur Burg. Der alte Khlesl stieg zuerst aus, dann folgte ein wunderhübsches Frauenzimmer in Ordenstracht. Beide stiegen zu Ihrer Majestät Gemächern hinauf. Die alte Eminenz schien bärbeißiger als je und auch das wunderliebe Nönnchen mußte ihre besonderen Nücken haben, denn sie redete kein Wort und sah so blaß und abgehärmt aus, als ob sie gerade von ihrem Martyrium zum Himmel aufsteigen wollte.

Als sie bei der Kaiserin waren, wurden alle Thüren geschlossen, so daß Niemand ein Wort der gepflogenen Unterredung erhaschen konnte. Nur Frau Ger-

noth theilte uns mit, daß das arme Kind nichts that als weinen. Die Kaiserin aber schien eine ganz besondere Vorliebe für die junge Nonne gefaßt zu haben. Wo sie ging und stand, mußte auch die Augustinerin sein. Das dauerte vielleicht zwei Monate; da auf einmal hieß es, die Nonne sei auf ihr besonderes Verlangen mittelst päpstlicher Dispens Kanonissin in einem Brünner Kloster geworden. In der That hielt wieder der Reisewagen Sr. Eminenz spät Abends, als nur wenig Menschen mehr auf der Gasse waren, vor der Burg. Die Nonne kleidete sich rasch zur Reise an und eine halbe Viertelstunde später rollte der Wagen, in welcher der Cardinal mit einer Klosterfrau eingestiegen war, zum Thore hinaus."

Bis hieher enthielt die Erzählung Ruckstuhls nichts Besonderes, denn die ganze Welt, insoferne sie sich um eine Nonne im Hofstaat der Monarchin kümmerte, wußte oder konnte wissen, daß Schwester Francisca den Hof verlassen und in das Brünner Chor-Frauenstift übergesiedelt war.

Ruckstuhl schien mit seiner Geschichte hier auch zu Ende gekommen zu sein, denn er schwieg und machte keine Miene, als ob er noch etwas hinzuzusetzen hätte.

„Ei, was soll das heißen?" begann ungeduldig der Uhrmacher von den zwölf Aposteln, sind wir nicht unter uns, lauter Freunde, oder scheut Ihr wie ein tol-

les Pferd vor dem zugereisten Uhrmacher? Wann hat man je gehört, daß ein Uhrmacher zum Verräther geworden wäre? Es giebt keine tugendhafteren Menschen als die Uhrmacher, das bringt das Handwerk mit sich. Die Uhrmacher haben das Memento mori so zu sagen im kleinen Finger, dabei sind sie keine Charlatane und Luftdoctoren wie die Aerzte, unsere Kuren gelingen immer. Gebt dem Mignoni oder Magnus so eine gebrochene Lebensuhr zur Herstellung, und ich stehe Euch dafür, daß sie ihnen unter zehn Fällen nur einmal gelingen wird, gebt dagegen uns, mir und meinem Collegen da aber ein noch so abgenütztes, hinfälliges Werk, wir setzen ein neues Schräubchen, ein Zahnrad, eine Feder ein und das Ding pulsirt und schlägt, als ob es neu aus der Hand des ersten Meisters käme. Also vorwärts Mann, und erzählt die Geschichte weiter, sonst erzähle ich sie, wobei Ihr aber nicht am besten wegkommen werdet.

Der Kellermeister brummte: „Wenn die alberne Geschichte schon erzählt sein muß, so will ich es doch lieber selber thun, als sie von Andern entstellen lassen.“ Dann hob er mit den ganzen Tisch beherrschender Stimme an: „Die Augustinernonne blieb verschwunden, aber, und das bitte ich zu bemerken, auch Frau Gernoth fehlte; kein Mensch bekam die strenge Frau ferner mehr zu Gesicht. Wir Hofparteien wußten nicht, was davon

zu halten, bis mich eines Tages der allerhöchste Dienst nach Mähren rief, wo ich mit des Cardinals Haushofmeister einiger Fässer Weines halben unterhandeln sollte. Der Cardinal Dietrichstein befand sich zufällig mit seinem gesammten Dienstpersonal in Brünn.

Ich zog also dem Cardinal von Olmütz nach Brünn nach.

Da sah ich unsre Frau Gernoth als Kanonissin mit einem goldenen Kreuz auf der Brust. Ich hatte Lust laut aufzuschreien, so sehr erschreckte mich die Frau Gernoth, die um einen Fuß gewachsen schien mit ihrer wachsgelben Hautfarbe, und den vielen Stirnrunzeln. Sie starrte so gespensterhaft vom Chor herunter und sah dabei so geistesabwesend aus, daß ich nicht länger bleiben mochte, sondern auf und davon lief.

Später erhielt aber doch die Neugierde die Oberhand und ich beschloß, weil ich denn schon in Brünn war, mit der neuen Kanonissin zu sprechen. Ich begab mich in meiner vollen Livree in das Sprechzimmer und verlangte nach Frau Gernoth. ‚Es giebt hier keine Frau Gernoth,‘ lautete die lakonische Antwort. ‚Nun gut, ich will mit der Dame sprechen, die ich gestern auf dem Chor gleich rechts von der Orgel bemerkte.‘ ‚Ach die,‘ erwiederte eine Schwester lächelnd, ‚hat sich selbst zum ewigen Schweigen und steter Einsamkeit verurtheilt.‘ Denkt Euch, werthe Tischgenossen, Frau Gernoth und

ewiges Schweigen? Ich glaube, man hätte den kleinen Nell mit gleichem Recht verurtheilen können, noch um drei Fuß zu wachsen!

Ich sagte mir gleich, das geht nicht mit rechten Dingen zu, indeß gab es kein Mittel die Schranken des Klosters zu durchbrechen, uud ich mußte daher meine Nachforschungen aufschieben, wo nicht ganz aufgeben. Der Zufall war mir aber besonders günstig; ich sah etwas, was außer mir die Wenigsten, vielleicht nicht einmal der Kaiser gesehen haben.

Während des Kirchenganges am letzten Sonntag wurde plötzlich ein Fenster im Departement der Kaiserin mit Ungestüm aufgerissen, ein schöner weißer Arm wurde sichtbar, der etwas fallen ließ, gleich darauf war es aber stille. Das was zur Erde glitt, war ein Streifen Papier, auf dem die Worte standen: ‚Ich mag nicht länger das Werkzeug des Betruges' — das folgende Wort, wie die zwei nächsten waren verlöscht oder doch unlesbar geschrieben, dann folgte wieder eine lesbare Zeile: ‚Sagt dem Cardinal, daß mich Niemand in der Welt dazu zwingen kann.' Ich hatte kaum Zeit gehabt den Streif zu verbergen, als schon der hochwürdige Herr Steinschneider, des Khlesl Privatsecretair, die Treppe herunter gesprungen kam, und mit dem lauernden Blick, den man an ihm gewohnt ist, fragte, ob ich nichts am Boden gefunden hätte.

‚Gar nichts,' war meine Antwort, ‚nicht das Geringste,' denn ich hatte Furcht, daß man mich als lästigen Mitwisser, wenn man mein Verbrechen ahnte, in irgend einem Mönchskloster begraben würde, wie man es mit Frau Gernoth gethan hatte.

Natürlich verfiel ich auf den Gedanken, daß der beschriebene Streifen von der Augustinerin herrührte, an deren Stelle man ohne Zweifel die Frau Gernoth nach Brünn geschickt hatte. Man hat gewiß ganz gute Gründe, die Nonne so wohl zu hüten, und nie mit der Kaiserin allein sprechen zu lassen."

„Was unstreitig mit den in Prag erfrorenen Liebesgöttern innig zusammenhängt," fiel der Hofapotheker ein.

„Ei, erzählt diesen Zusammenhang," bat der Pseudo-Uhrmacher Schmidt, recte Tschernembl. — „Ich bin so neugierig."

„Man sieht, daß er zugereis't ist," bemerkte der Weginspicient.

„Alle jungen Leute sind neugierig," generalisirte Georg Reitenspieß.

„Ich nur auf gewisse Dinge," versicherte pfiffig lächelnd der Tenorist Pickel.

„Und ich nur auf Alles, was die Weibsleute angeht," meinte sein College Zacharias Mecker.

„Aber das kommt ja auf meine Ansicht hinaus,“ bemerkte Pickel.

„Nicht im Geringsten, da Ihr von gewissen Dingen gesprochen, während ich von gewissen Frauenzimmern rede.“

„Immer dasselbe.“

Der Hofapotheker hatte schon zwei ohnmächtige Versuche angestellt, seinen Zusammenhang an Mann zu bringen, war aber beide Male an der Unaufmerksamkeit seiner Hörer gescheitert, jetzt schlug Herr Reitenspieß, die vornehmste unter den anwesenden Hofparteien, mit der Faust auf den Tisch, daß Krug und Gläser gegeneinander klirrten; dieser Schlag schnitt den Meinungsaustausch der beiden Hofcapellensänger ab und Hüller konnte ungestört beginnen.

„Ihr seht, alle Decocte sind an der guten dicken Kaiserin verloren.“

„Was hat das mit der schönen Nonne, ich will mir wenigstens einbilden, daß sie schön ist — gemein?“

„Ich sage, daß die Kaiserin Anna glaubt gesegneten Leibes zu sein.“

„Ei, was kümmert das die Braut Christi?“

„Nun täuscht sich aber die Kaiserin.“

„Ich begreife noch immer nicht?“

„Sie soll aber, wie es scheint, bis zur Evidenz getäuscht werden.“

„Ein merkwürdiger Casus!“

„Nonnen sind nicht immer die hellsten Tugendspiegel.“

„Ach Ihr meint, daß die Nonne die erfrorenen Liebesgötter aus ihrer Erstarrung in's Leben zurück rufen sollte.“

„Ach was einmal erfroren ist, bleibt erfroren.“

„Dann begreife ich nicht.“

„Ich eben so wenig, aber der Papierstreifen?“

„Da habt Ihr Recht, es ist verdächtig.“

„Ich meine, daß die Nonne bestimmt sei die Stelle der hohen Wöchnerin zu vertreten.“

„Es ist eilf!“ brummte der Uhrmacher von den zwölf Aposteln, als ob eine seiner Uhren gerade die Stunde ausschlüge.

„Warum nicht gar?“ erwiederte der Weginspicient, indem er in Ermangelung seines Stöckchens die Waden mit der flachen Hand peitschte.

„Der Uhrmacher Schmid hat ganz Recht,“ entgegnete der Zehrgadener, und wenn es nicht bei uns hier in Wien eilf Uhr ist, so wird es doch irgend an einem Punkt der Erde gerade so viel sein. Bei diesen Worten erhob sich ein guter Theil der Kellergesellschaft, schüttelte den Zurückbleibenden die Hand und verließ die unterirdischen Räume; nur der zugereiste Uhrmacher,

Reitenspieß, Hüller, Ruckstuhl und der Weginspicient rührten sich nicht von der Stelle.

„Darf ich meinen Einstand zahlen?“ sprach der verkappte Uhrmacher, indem er den Wegmeister fragend anblickte.

„Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft etwas dagegen hat,“ lautete die Antwort.

„Darf ich mir Euren Rath ausbitten,“ fragte der falsche Schmidt, indem er sich mit der ernstesten Miene von der Welt, als hinge von des Kellermeisters Bescheid Leben oder Tod, an Ruckstuhl wandte.

„Mit was kann ich dem Herrn dienen?“ erwiederte eben so wichtig der Befragte.

„Welche Gattung Wein, die der Wirth hier führt, haltet Ihr für die vortrefflichste?“

Der Kellermeister zog die Stirne in tiefe Falten und dachte lange nach, endlich sagte er kurz und bestimmt: „Klosterneuburger.“

Der fremde Gast rief nun zur Thür hinaus: „He, ein Paar Flaschen Klosterneuburger!“

Diese Art, den gerühmten Wein zu bestellen, jagte dem Kellermeister Flammen des Zornes in die Wangen und er sagte: „Man sieht, daß Ihr ein Paar Silbergroschen zu viel in der Tasche habt und vom Land kommt, sonst würdet Ihr Euch nicht so gar täppisch anstellen und nach Klosterneuburger schreien, als ob er

vorm Wiednerthor wüchse. Nein, laßt mich machen, das ist kein Geschäft, das Ihr versteht; in so einer Landkneipe, wo sie nur einerlei Wein haben und trinken, mag es angehen, bei uns in Wien ist es anders. Wie viel wollt Ihr?"

„Ich denke ein Paar Flaschen für den Mann."

„Wo denkt Ihr hin? Glaubt Ihr, der Klosterneuburger werde uns geschenkt?"

„Ich will ihn ja gar nicht umsonst."

Hier mischte sich der Weg- und Wasserbauinspector ein und bedeutete dem andern Hofofficianten, er möge den Fremden gewähren lassen.

„Habt Ihr denn gar kein Mittleid, Ihr Saufaus!" entgegnete Ruckstuhl; „hört doch, daß er zugereist ist und wollt seinen armen Beutel keltern und pressen, daß kein rother Heller zurückbleibt?"

Effenberger und der Baron tauschten einen Blick aus, indeß war der Wirth mit abgezogenem Käppchen eingetreten. Der Kellermeister sprang sogleich vom Tische auf, zog den Wirth in einen Winkel, legte seine Hand auf den Rockkragen und redete ihm eindringlich zu, wie ein Priester, der seinem Beichtkind die ganze Schwere seiner Verbrechen vor Augen stellt und es zu thätiger Reue und ernstlichem Vorsatz der Besserung auffordert.

Der Wirth schien endlich gerührt und bot seine Hand zur Bekräftigung der Wahrheit seiner Rede.

„So müßt Ihr es machen,“ sagte der Kellermeister, nachdem sich der Wirth entfernt hatte, „wenn Ihr ein gutes Glas Wein erhalten wollt — ich glaube wenigstens, er wird jetzt Wort halten, er kennt mich wenigstens hinreichend, um an keinen Betrug zu denken.“

Nach wenigen Minuten stellte der Wirth mit einer Art düsteren Feierlichkeit zwei dicke Flaschen auf der Tisch.

„Possen das!“ rief ihm der fremde Gast zu: „bringt Ihr diese zwei Fläschchen für mich oder den Herrn Weginspector, oder den würdigen Kellermeister? Ihr könnt doch nicht daran denken, mit diesem Spielzeug mehr als einer Person zu genügen? Also frisch vorwärts und ein Dutzend solcher Flaschen, wenn's gefällig ist.“

„Siebenzehn Kreuzer die Flasche,“ raunte der erschrockene Kellermeister dem vermeintlichen Uhrmacher zu.

„Laßt ihn, laßt ihn . . .“ bemerkte der Wegmeister.

„Sich ruiniren,“ brummte der Hofofficiant.

Fünf Minuten später stand auch die zweite Lieferung vollzählig auf dem Tisch. „Helft mir doch die Gläser füllen!“ sagte der Baron zu seinem Nachbar; dieser unterstützte ihn mit einer Behendigkeit, wie sie nur langjährige Uebung gewährt. Als alle Gläser voll standen, ergriff der Fremde das vor ihm stehende und

leerte es auf das Wohl seiner neuen Freunde, die ihn, den Fremdling, so gütig in ihren Kreis aufgenommen.

Meister Ruckstuhl, als der Aelteste, fühlte sich zu einer Entgegnung aufgefordert und brummte etwas vor sich hin, das Reitenspieß zum Theil verstanden haben wollte, in der That aber Niemand ganz inne werden konnte, da nur die Worte: „Hochgeehrt,“ „Verbindlichsten Dank“ und „Wiederkommen“ vernehmbar waren.

Nachdem Tschernembl diese Pflicht äußerster Artigkeit erfüllt hatte und bemerkte, wie die Züge seiner Zechgenossen allmälig zu erstarren und die Zungen etwas schwerfällig zu werden anfingen, da zog er die Flaschen, zu rasche Fortschritte der Trunkenheit fürchtend, aus dem Bereich ihrer Hände.

„Mein Freund,“ hob er, sich plötzlich an Reitenspieß wendend, an, „hat mir von der bewußten Wette erzählt.“

„Aha, wegen des Khlesl's!“

„Ganz richtig!“

„Wird einen großen Spaß geben!“

„Hauptspaß!“

„Soll großartig werden.“

„Großartig?“

„Nun, ich denke doch, daß es großartig werden muß, wenn dazu eigens zweihundert Kürassiere in die Burg beordert wurden.“

Der Freiherr stutzte und sprach: „Wie sagt Ihr, zweihundert Kürassiere? was hätten die mit der Wette zu thun?"

„Ach, es ist nur, um den Pöbel zurückzuhalten."

„Merkwürdig! den Pöbel, der von gar nichts weiß?"

„Es sollen sogar die Thore geschlossen werden," bekräftigte Ruckstuhl.

„Woher wißt Ihr?" fragte der Baron.

„Ei, weil der Weinbauer Freitags hundert Eimer Markersdorfer in den Hofkeller führen soll."

„So wäre ja sogar Tag und Stunde bestimmt?"

„So scheint es," entgegnete Ruckstuhl, „da der Wein zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags eintreffen sollte, und der alte Breuner die Zufuhr bei mir selbst für diesen Tag, wenn sie nicht Vormittags anlangen könne, abbestellte."

„Wenn ich nur den Spectakel mit ansehen könnte!"

„Wer hindert Euch daran?"

„Ich bin hier ohne Freunde und Bekannte und möchte doch mit Bequemlichkeit sehen... So schenkt Euch doch ein, liebe Herren! Euer Glas, Herr Kellermeister! und das Ihre, Herr Georg —"

„Reitenspieß," ergänzte der Baukundige.

„Und Euer Glas, verehrter Herr Weginspector!"

Tschernembl füllte ihnen die Gläser und sagte

kopfschüttelnd: „Jammerschade, daß ich nicht dabei sein kann!"

„Wobei?"

„Beim Beginn des Wettstreites in der Hofburg."

„Pah, wenn es nichts Anderes ist!" sagte der Kellermeister.

„Das muß ich verbieten," entgegnete Effenberger halb beleidigt; „wenn Jemand berechtigt ist, dem ehrenwerthen Fremdling seine Wohnung anzubieten, so bin ich es."

„Aber bedenke, Deine schöne, junge Frau —"

„Meine schöne junge Frau geht morgen in's Bad nach Mannersdorf."

„Ah, das ändert die Sache."

„Nehmt Ihr an, Meister?" Mit diesen Worten wandte sich der Weginspector an den Freiherrn.

„Ihr macht mich mit Eurem Anerbieten glücklich."

„Auch ein kleines Jäuschen soll Euch nicht entstehen."

„Um so besser; ich werde also kommen."

„Wann wollt Ihr?"

„Um drei Uhr, denk' ich."

„Kommt lieber früher, man kann doch nicht wissen . . . ."

„Gut, ich werde früher kommen."

„Wir müssen Freunde werden!"

Der Kellermeister fiel hier halbtrunken ein: „Ich glaubte, Ihr wäret es schon?“

„Ich meine dicke Freunde.“

Ruckauf mischte sich auf's Neue ein und sagte: „Aber Ihr thatet ja, als ob Ihr die dickften Freunde wäret!“

„Warum nicht gar?“ fuhr der ebenfalls angetrunkene Weginspector auf; „kenne ich doch den Herrn erst seit heute Morgens!“

„Hab' ich's doch gedacht,“ polterte nun der Kellermeister heraus, „daß Ihr uns auf's Eis führt, Ihr Gelbschnabel!“

„Nennt mich nicht Gelbschnabel, ich verbiete es Euch!“

„Nun, so will ich das Ganze für den Theil setzen und sagen, daß Ihr eine Schnattergans seid!“

„Wie albern, als wenn ich einen Unterrock trüge!“

„Also Ihr meint, nur das sei eine Gans, was einen Unterrock trägt — beweist Ihr doch das Gegentheil.“

„Ich beweise gar nichts, und lasse mich auch zu keinem Beweise zwingen.“

„Einfaltspinsel!“

„Ich dulde keinen Schimpf!“

„Wir aber sollen es dulden, daß Ihr Jemanden als alten bewährten Freund einschwärzt, den Ihr erst seit ein paar Stunden kennt!“

„Was ganz genug für einen Menschenkenner meines Gleichen ist.“

„Und ganz genug, um uns in Schimpf und Schande zu bringen, wenn der gute Mann unsere Geheimnisse ausplaudert.“

Nun hielt es Tschernembl an der Zeit, sich in den ernster werdenden Streit einzumengen. Er hob das frischgefüllte Glas empor und rief: „Schande dem Manne, der ein zufällig erlauschtes Geheimniß auszuplaudern im Stande wäre! Ich hoffe, daß Ihr mich für keinen solchen haltet!“

„Gewiß nicht,“ nahm jetzt der Hofapotheker, der so viel Gefallen an dem aufmerksamen Zuhörer seiner Prager Begebenheiten und Erlebnisse gefunden hatte, das Wort. „Ich bin überzeugt, daß der zugereiste Schmidt keines Verrathes fähig sei. Uebrigens wisset Ihr, was der Uhrmacher von den zwölf Aposteln erst vor einer Stunde rücksichtlich der gesammten Uhrmacherzunft siegreich behauptet hat. Ich sage also, so wahr Herr Schmidt ein Uhrmacher ist, wird er uns nicht verrathen. Auf gute Freundschaft, Herr Schmidt!“ Mit diesen Worten stieß der Apotheker sein Glas so heftig an das des Freiherrn, daß der Wein überfloß.

„Als ob es Wasser wäre,“ brummte der Kellermeister und zog seinen Beutel, um seinen Theil an der Ovation des Abends zu bezahlen.

„Heut' an mir, morgen an Dir, wie der heilige Laurentius ausrief," sagte Tschernembl und nöthigte den Kellermeister, von seinem Vorhaben abzustehen. „Ich gedenke noch manchen Tag in Wien zuzubringen und manches Glas Wein, wenn Ihr es erlaubt, in Eurer Gesellschaft zu leeren, so daß Ihr mir die paar Tropfen hundertfältig ersetzen könnt, wenn sie Euch auf der Zunge brennen."

„Wer spricht davon?" murmelte Ruckstuhl beschwichtigend; „ich möchte den kennen, welchen alter Klosterneuburger auf der Zunge brennt — ja, wenn es junger Retzer wäre, so wollte ich nicht sagen Nein, aber Klosterneuburger — nein, der brennt mir nicht auf der Zunge."

„Hollah, Ihr Herren! Sperrstunde!" schrie jetzt der Wirth, „die Stadtguardia hat gerade ein Paar recht nett aussehende Männer über den Platz geführt."

Die Gäste ließen sich nicht ein zweites Mal zum Aufbruch mahnen und wankten die Kellerstufen hinauf. Oben angelangt, würdigte Herr Effenberger seine Genossen kaum eines leichten Grußes, schob seine Hand zwischen den Arm des Freiherrn und sprach, indem er sich etwas kräftig auf den Baron stützte: „Jetzt sagt mir, mein Bester, nachdem die wüsten Bursche fort sind, seid Ihr wirklich Uhrmacher? ich hätte Euch für etwas Größeres angesehen."

Tschernembl erwiederte geheimnißvoll, daß diese Vermuthung seiner Menschenkenntniß zu hoher Ehre gereiche.

„Nun?“

„Was nun?“

„Ihr seid also?“

„Der Großuhrmacher Georg Schmidt.“

„Dachte mir's gleich — denn alle die Kleinuhrmacher haben so kleine Manieren und Weisen, die sich gegen die Eurigen wie Sackuhren zu Thurmuhren verhalten.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden verspäteten Gäste am Michaelsplatze angelangt; Effenberger wollte dem Freiherrn im Freundschaftsdrang noch weiter das Geleite geben, was aber der letztere damit hinderte, daß er plötzlich fragte: „Ist Eure Frau schon nach Mannersdorf?“

„Noch nicht; sie geht aber morgen zum Frühesten.“

„Dann laßt sie um Himmelswillen in der Vornacht ihrer Abreise nicht allein.“

„Ihr meint, sie könnte es übel nehmen?“

„Das weiß ich eben nicht, wohl aber, daß ich an ihrer Stelle . . . .“

„Was thätet Ihr an ihrer Stelle?“

„Daß ich mich einem aufmerksameren und minder gleichgültigen Manne in die Arme werfen würde.“

„Das wäret Ihr im Stande?" fragte der Weginspicient schaudernd.

„O ich bin überzeugt, daß alle Frauen meiner Ansicht sind."

Der gute Effenberger schien einen Augenblick zu schwanken, sagte aber endlich doch: „Im Grunde haben wir ja Mondlicht, und könnt Ihr den Weg ohne mich finden. Es geschieht nicht darum, daß ich Euch verlasse, weil ich um das Herz meiner Gattin besorgt bin; ich habe keinerlei Ursache an ihrer Liebe zu zweifeln; aber die Nacht ist vorgerückt, und neben mir giebt es kleine Kinder — Ihr begreift — die Eltern wünschen nicht, daß die armen Geschöpfe geweckt werden; dann reist meine Frau in's Bad, da heißt es zeitlich auf; kurz, Ihr entschuldigt mich?"

„Ganz und gar!"

„Und kommt morgen zu mir?"

„Ich bin die Pünktlichkeit selbst."

„Also gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Der Hof-Weg- und Wasserbauinspector entfernte sich mit rascheren Schritten, als er bisher gethan hatte, Tschernembl blickte ihm aber lächelnd nach und sagte: „Der heutige Abend lieferte mir die unzweifelhafte Rechenprobe über alle die einzelnen Zahlen und Ziffern, die ich in meine Tafel einstellte. Ja, der Cardinal

spielt ein hohes Spiel; ja, er wird mitten im Spiel überrascht werden und keine der noch so fein angelegten Partien gewinnen. Armer Kaiser! Arme Kaiserin! Und Ihr noch ärmeren Völker Oesterreichs, die Ihr der Ehrsucht und Habgier privilegirter Räuber zur Beute werden sollt!"

XXV. Capitel.

Vox clamans in deserto.

Khlesl, welcher wohl geruht hatte, schickte sich des folgenden Tages gerade an, in der Hauscapelle des Nuntius die Messe zu lesen, als ein Wagen am Thor des römischen Botschafters still hielt. — Der Kutschenschlag wurde herabgelassen, dem Wagen entglitt eine dicht verhüllte Nonne, die beim Cardinal gemeldet zu werden verlangte.

Khlesl, der eben auf dem Weg zur Capelle begriffen war, stand beim Anblick der Himmelspförtnerin still, winkte und fragte mit jener gewinnenden Herzlichkeit, die er seinen Worten zu geben wußte, wenn er freundlich und zutraulich erscheinen wollte: „Was führt Dich hieher, liebe Tochter?“

Die Nonne schlug den Schleier zurück und ließ die edlen sanften Züge der Nichte des Cardinals erkennen, doch war das sonst blasse Antlitz der Klosterfrau mit dunkler Röthe bedeckt und eine Art ungewöhnlicher Aufregung in den sonst so ruhigen Zügen unverkennbar.

Das Gesicht des Cardinals drückte Erstaunen aus. Er sagte: „Spute Dich, Mädchen, wenn Du mir etwas mitzutheilen hast; ich habe wenig Zeit und der Kirchendiener hat bereits das erste Mal geläutet.

Die Nonne aber antwortete: „Hier ist nicht der Ort, wo ich meinem gnädigen Oheim mittheilen kann, was ich auf dem Herzen habe."

Der Cardinal blieb einen Augenblick unschlüssig, ob er die Unterredung abbrechen und in die Capelle eilen oder das Mädchen weiter anhören sollte; endlich winkte er unmuthig und kehrte in das Sprechzimmer des päpstlichen Nuntius zurück; hier ließ er sich wie erschöpft in einen mit Sammet ausgepolsterten hohen Lehnstuhl fallen; dann bedeutete er der Nonne sich gleichfalls zu setzen. Die Klosterfrau blieb indeß in der Erwartung, daß Khlesl die Unterredung eröffnen würde, lautlos stehen.

Der Cardinal, an dem kein Act der Ehrfurcht gegen seine Person spurlos vorüberging, fing endlich mit mehr Milde an: „Sprich, liebe Tochter, wie verfielst du darauf, mich hier zu suchen und woher die für

eine Braut Christi so unziemliche Aufregung; Deine Hand zittert und die Wangen bedeckt Fieberglut; bist Du krank, Eva-Rosine?"

„Krank? wie Ihr es nehmt; in der That habe ich schweren Kummer, und eilte in Eure Wohnung, ihn in Eure väterliche Brust auszuschütten. Alles war verschlossen; Niemand wußte, wohin ihr wäret."

„Das ist ganz recht," murmelte Khlesl vor sich hin. „Dann," fuhr die Nonne fort, „eilte ich rastlos nach der Hofburg."

„Und dort?"

„Dort erfuhr ich, daß Ihr hier seiet."

Khlesl schüttelte den Kopf, und murmelte wieder: „Seltsam in der That, sehr seltsam!" hierauf wandte er sich wieder zu seiner Nichte und fragte: „Und Dein Kummer?"

„Ach der schreibt, sich seit dem Tage, an dem Schwester Francisca ihre Zelle verließ."

„Ich weiß, gutes Mädchen, Dich kränkt der Verlust Deiner Gefährtin. Ach die Menschen müssen sich trennen."

„Das wußte ich voraus, es war also auch nicht die Trennung, die mich so tief betrübte."

„Und was war es sonst?"

„Mein Herz sagte mir, daß Schwester Francisca ein großes Unglück bevorstehe. Und da jede Nachricht

von ihr ausblieb oder sorgfältig verheimlicht wurde, so ängstigte mich das Schicksal des armen Kindes."

„Und deshalb kannst Du zu mir? und dies ist Dein ganzer Kummer?"

„Ja."

„Nun so gehe getröstet Deines Weges. Schwester Francisca ist weder unglücklich, noch steht ihr irgend welche Gefahr bevor."

„Also Ihr wisset, wo sie hingekommen? O erzählt, sprecht, theilt mir den geringsten Umstand mit."

Khlesl wurde ungeduldig und schien keineswegs gewillt, auch wenn ihm der Aufenthalt der Nonne bekannt war, die stürmischen Fragen seiner Nichte zu beantworten; er stand darum auf und sagte mit frostiger Miene: „Ich glaubte mit der Nachricht, daß sich Schwester Francisca wohlbefindet, Deinen kindischen Schmerz zu mildern, da ich aber bemerke, daß Deine Neugier an dem Geschick der Novize mehr Antheil hat als das Herz, so lebe bis zur Stunde, da Du gelernt haben wirst Deine Begierden und Leidenschaften bezähmen, wohl."

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, machte er das Zeichen des Segens und schickte sich an das Gemach zu verlassen.

Ehe Khlesl aber noch die Thürklinke berührt hatte, sprang die Nonne hin und stellte sich vor den Ausgang,

indem sie die Hände demüthig faltend fragte: „Sagt mir um Gottes Willen, was aus der Schwester geworden?"

Der Cardinal erwiederte trotzig, indem er das Mädchen wegzuschieben versuchte: „Was kümmert mich die einfältige Novize?"

Darauf rief Eva-Rosine mit Ton und Miene des Entsetzens: „Heiliger Gott, so ist es doch wahr, daß die Arme bei der Kaiserin ist?"

Durch die Leidenschaftlichkeit des Ausrufes einigermaßen beunruhigt, zuckte der Cardinal die Achseln und erwiederte: „Vor Allem sagte ich kein Wort, das Dich zu dem Glauben veranlassen könnte, daß das Mädchen am Hof sei, aber selbst wenn es sich so verhielte, was kümmert es Dich? Wäre es meine Schuld, wenn Schwester Francisca muthiger als Du sich zu einem Opfer entschlossen zeigte, dessen Du unfähig bist?"

Eva-Rosine schlug die Augen nieder und wagte es nicht das schamrothe Gesicht zu erheben, endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „So hat mich meine Ahnung nicht betrogen und meine Freiheit sollte durch die Schmach einer Anderen erkauft werden!"

„Schmach? wer redet von Schmach?"

„Ich, gnädiger Herr, ich rede davon, ich weiß, daß Eure Staatskunst die Ehre eines Mädchens forderte, daß Ihr die schreckliche That vorbereitet habt, daß . . . ."

Khlesl's Lippen verzogen sich zu einem spöttischen

Lächeln; er fiel ihr mit dem Ausruf in die Rede: „That? welche That?"

„Wozu diese Verstellung gegen mich, die Ihr doch selbst anfänglich zur Vollstreckerin Eurer Pläne erwählt habt?"

„Verstellung, Pläne, That? Mein Kind, Du sprichst in Räthseln. Das zu viele Nachtwachen und Beten, besorge ich, hat Deinen Geist verwirrt und ich werde mit der Hochwürdigsten sprechen, daß sie Deine allzu harte Askese mildere."

Die Nonne war über den frostigen Hohn des Cardinals empört; sie schwankte einen Augenblick, ob sie die väterliche Hand Khlesl's ein für alle Male von sich stoßen oder einen letzten Versuch zur Rettung ihrer Genossin wagen sollte; sie entschied sich endlich für das Letztere, ergriff die Hand des Kirchenfürsten und sah ihn mit flehenden Blicken an, dann sagte sie: „Sprecht, mein gnädiger Oheim, womit habe ich diese schnöde Behandlung verdient? War ich nicht stets bereit, Euch in schuldiger Dankbarkeit in Allem und Jeglichen, das Ihr von mir heischtet, beizustehen? Oder sollte Euch der einzige Widerspruch, den ich, so lange ich lebe und bei meiner vollen Vernunft bin, Eurem Willen entgegensetzte, so erbittert haben?"

Eine jähe Röthe bedeckte das Antlitz des Cardinals und er entgegnete mit Heftigkeit: „Ja Dein Starrsinn hat mich gekränkt, tief gekränkt; Du konntest reich, mächtig,

unabhängig, vielleicht selbst Fürstin des Reiches werden, wenn Du mit mir Hand in Hand gingst. Die Nichte des ersten Beamten des heiligen römisch-deutschen Reiches hätte für das Opfer ihrer Unschuld einen Fürstenstuhl fordern können und der Cardinal, ihr Oheim, hätte ihn bewilligt, so wirst Du im Kloster verkümmern, höchstens als Aebtissin unbekannt und unbetrauert absterben, während ich in Gefahr bin, durch eine weit ungeschicktere Hand, als die Deinige ist, um die Früchte meiner Bemühungen gebracht zu werdeu."

„Ach so gebt, wenn Ihr selbst ein Mißlingen fürchtet, den gefährlichen Plan auf; sendet Francisca in's Kloster zurück, laßt es uns übrig, mit dem Schleier des Klostergeheimnisses zu bedecken, was vielleicht nicht mehr zu ändern ist."

Khlesl antwortete mit milder aber fester Stimme, indem er jedes einzelne Wort betonte: „Francisca ist der Kaiserin bereits unentbehrlich geworden und wird, es mit jedem Tag mehr, doch soll sie binnen Monatsfrist zurück in's Kloster, da sie zwar adeliger Leute Kind aber keineswegs die Nichte eines Cardinals ist."

„Und weshalb erst in einem Monat, warum nicht gleich?"

Khlesl fuhr bei dieser Frage zornig auf und erwiederte: „Steht einer einfachen Nonne diese Frage an den ordinirenden Bischof zu, he Schwester Victoria?"

„An den Bischof nicht, wohl aber an den Oheim, den sie tief verehrt und kindlich liebt. Urtheilt selbst, sollte ich nicht einen Mann, der an einem Abgrund hintaumelt eines waghalsigen Jagdabenteuers willen, das seinen Jägerruf noch fester begründen sollte, als er es ohnedies schon ist, nicht zurufen: Ich sehe die Steine unter Deinen Füßen weichen, über Dir löſ't sich ein Felsstück los und droht Dich zu zermalmen; spring bei Seite und rette Dich; sollte ich das nicht? wenn ich bemerke, daß der unglückliche Mann Eure Züge trägt; straft mich der ordinirende Bischof dann noch, wenn ich frage, weshalb erst in Monatsfrist und nicht gleich?“

Das feierlich Rührende in Eva's Rede verfehlte nicht ganz der Wirkung auf das Herz des Kirchenfürsten; er entgegnete nicht ohne Verlegenheit: „Ich kann Schwester Francisca nicht zurücksenden, weil — weil ihre Gesundheitsumstände von der Art sind, daß der Arzt ohne Gefahr..... doch ich will kurz sein, kürzer als Dir vielleicht lieb ist. Am 15. August werden es neun Monate, daß die Schwester das Kloster das erstemal verließ — nach dieser Zeit will ich sie Euch wiedergeben.“

„Heiliger Gott, Ihr besteht also darauf, das Aeußerste zu wagen?“

„Ich?“

„Ja Ihr.“

Khlesl lächelte wieder und entgegnete kalt: „Ich wage gar nichts. Die Kaiserin verlangte auf Anrathen Pater Bernardins eine Vorleserin und Vorbeterin aus dem Kloster zur Himmelpforte; eine Nonne verweigerte es, dem Ruf zu folgen; die andere nahm ihn an."

„Aber die Gesundheitsumstände?"

„Kümmern den Arzt."

„Später aber."

„Wenn später aber sich zeigte, daß die hübsche Nonne sich durch irgend einen gewandten Hofmann verführen ließ, so hat bei meinem Gott doch der Cardinal Erzbischof damit nichts zu schaffen."

„Aber das ist nicht Alles."

„Für mich Alles."

„Ihr glaubt nicht, wie sehr Ihr mich ängstigt."

Khlesl, welcher einsah, daß ihm die Nichte wahrhaft ergeben war, tätschelte sie auf den Kopf und sprach: „Ich sagte Dir, daß dies für mich Alles sei; was weiter zu geschehen hat, überlasse ich meiner Freundin Elisabeth."

„Der Freifrau von Khuen, Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin?"

„Derselben, für deren Mann Du neulich das goldene Vließ begehrt."

Eva-Rosine nickte als Zeichen, daß sie sich erinnerte, dann fuhr sie fort: „Wenn aber Alles mißlingt?"

„Dann wird man die Hebamme einsperren."

„Sonst nichts?"

„Und zum Tode verurtheilen."

„Und sterben lassen?"

„Wenn es sein muß."

„Aber sie thut ja nur, was ihr geheißen wird."

Der Cardinal zuckte die Achseln und sagte nichts weiter als: „Staatsraison."

„Und die arme Nonne?"

„Wird man zu retten suchen."

„Eure Hand darauf."

„Hier ist sie."

„Und was wird mit ihr geschehen?"

„Sie wird als Wahnsinnige lebenslänglich eingekerkert."

Eva hielt sich die Hand vor die Augen und vermochte nur auszurufen: „Schrecklich! schauderhaft!"

Der Cardinal sagte tröstend: Das nur für den unwahrscheinlichen Fall des Mißlingens."

„Wenn man Euch aber der Theilnahme zeiht, was wird aus Euch werden?"

„Aus mir?"

„Ja aus Euch, mein väterlicher Beschützer!"

„Ich werde, wenn die That mißlingt, der Liebling König Ferdinands."

„Wie so dies?" fragte die Nonne erstaunt?

„Fällt Dein scharfer Verstand nicht sogleich darauf?

Ich werde dann das Verdienst haben, einen furchtbaren Streich, den man gegen das Erbrecht der steirischen Linie führte, parirt zu haben. Mein aufopfernder Muth für König Ferdinand wird im hellsten Lichte schimmern, oder das Mißlingen wird mir noch die vollkommene Gelegenheit bieten, mich einiger meiner alten Feinde zu entledigen."

„Wie wollt Ihr dies anstellen?"

„O höchst einfach; die Hebamme und Schwester Francisca werden der peinlichen Frage unterworfen; nicht so?"

„Ihr wollt doch nicht sagen? . . . ."

„Daß sie gefoltert würden; ja der Folter könnte ich weder die Eine noch die Andere entziehen; im Gegentheil werde ich auf die rasche Anwendung derselben dringen!"

„Ihr, der wegen seiner Milde so gepriesene Mann?"

„Um so mehr wird meine plötzliche Härte abstechen und meine Entrüstung über die ruchlose That beweisen."

„Aber die Armen?"

„O man wird ihnen verständige Aerzte schicken und nichts unterlassen, was zur Heilung der etwaigen Verletzungen nothwendig scheint."

„Und wie hängt die grausame Folter mit dem Verderben Eurer Feinde zusammen?"

„Sehr einfach. Die peinlich Befragten werden antworten, was man will, das sie aussagen.“

„Und was ist das?“

„Sie werden diejenigen nennen, die sie anstifteten.“

„Und wer sind diese?“

„O das ist es eben, worauf Alles ankommt, die Anstifter und Helfer sind meine Gegner, sie werden bekennen, daß des Cardinals Feinde zugleich die Feinde des Staates und aller gesellschaftlichen Ordnung sind.“

„Und was soll mit den Genannten geschehen, wollt Ihr sie dem Beil des Henkers überantworten und Euer Andenken brandmarken bei Mit- und Nachwelt?“

„Gott behüte! — Grausamkeit bildet keinen Zug meines Charakters; ich war zu keiner Zeit blutgierig und will es am allerwenigsten in meinen alten Tagen werden.“

„Ja, was soll denn sonst geschehen?“

„Als wenn es nichts als Galgen und Rad gäbe, um Unberufene zum Schweigen zu bringen. — Ich werde meine Gegner ganz einfach verbannen, die minder hoch Stehenden davonjagen, die Höheren in irgend ein entferntes Kloster sperren und dort altern lassen.“

„Und sollen sie dort lebenslänglich eingekerkert werden?“

„Eingekerkert, wer denkt daran? Man wird ihnen ein Kloster zum Aufenthalt anweisen, wo sie mit dem Prior und seinen Mönchen essen, trinken und alle die Mes-

sen nachträglich hören können, die sie vielleicht während ihres früheren Lebens versäumten."

Und da sollen sie in trauriger Einsamkeit ihr Leben beschließen?

„Traurige Einsamkeit, Du hörst ja, daß sie sich in guter Gesellschaft befinden werden. O das Leben der Mönche ist nicht so fürchterlich, als Du Dir vorstellst, sie zanken, streiten, liefern sich förmliche Schlachten, doch fehlt es ihnen weder an Proviant noch an Geld. Du mußt dieses Klosterleben nicht vom Standpunkte der Himmelspforte betrachten, wo allerdings mit Ausnahme des Gezänkes ein ewiges Einerlei herrscht. Die Mönche aber ziehen lustig herum, fischen, jagen und sind guter Dinge. Dann will und kann ich gar nicht wollen, daß meine Feinde, die größtentheils jünger sind als ich selbst, ihr Leben in der Verbannung endigen. Wenn ich einmal todt bin, mögen sie zurückkehren und auf den alten Khlesl weidlich schimpfen, das thut dem Todten nicht mehr wehe.

„Seid Ihr aber dessen so gewiß, daß Ihr selbst im im Falle des Mißlingens Eure Feinde demüthigen werdet?

Khlesl antwortete mit pfiffigem Lächeln: „Wäre ich doch nicht werth, seit Jahren an der Spitze der Geschäfte des ganzen Reiches zu stehen, wenn ich nicht so viel gelernt hätte, meine Gegner im günstigen Augenblick zu verderben."

„Wie aber, wenn Ihr früher gestürzt würdet, ehe Euere Pläne noch völlig reifen?“

Der Cardinal wurde bei diesem Einwurf plötzlich ernst und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, dann sagte er: „Es ist nicht das erste Mal und Du bist nicht die Einzige, die mir dies sagt, aber ich glaube nicht daran. Ich bin nothwendig, meiner bedürfen Alle, und darum habe ich von Keinem zu fürchten. Das ist die große Kunst, sich Allen nöthig zu machen, und wenn man diese erlernt hat, kann man ruhig schlafen. Meine gefährlichsten Gegner, die unruhigen Stände, bedürfen meiner noch mehr als der Kaiser selbst und der Kaiser vermag keinen selbstständigen Schritt zu thun ohne mich. Ich selbst (hier warf sich der Cardinal in die Brust), ich selbst bin der eigentliche Herr und Mathias mein Diener; wenn ich sage, das will ich, so muß es sein und wenn der Kaiser zehnmal das Gegentheil behauptet. Ich bin's, der hier regiert und sonst Keiner. Die Protestanten mögen immerhin einen Handstreich gegen mich ausführen, sie werden mich bald recht demüthig ersuchen, die Regierung wieder in die Hand zu nehmen.“

„Und Eure anderen Feinde?“

„Ah, Du meinst den Breuner, Collalto und so weiter? Das sind arme Narren, Fliegen, die um mich herum summen und die ich gelegentlich mit dem Fliegenwedel verscheuche.“

Und doch hat mir die Breunerin im Kloster eine Warnung für Euch, den sie gleich mir wie einen zweiten Vater liebt, zugeflüstert und mich gebeten, Euch zu sagen, daß Etwas gegen Euch im Werke sei."

„Gutes Kind!" entgegnete Khlesl lächelnd, „ich weiß, das Mädchen ist mir zugethan. In der That, es ist kaum glaublich, wie ein solcher Schurke von Vater eine so fromme Tochter haben kann. Aber sie hat auch gar nicht die stechenden grauen Augen des Kammerpräsidenten und das runde plumpe Kinn. Vielleicht ist sie auch gar nicht seine Tochter."

Eva entgegnete sanft: „Ist es nicht vielleicht zu hart, daß Ihr lieber eine Sünde der Mutter voraussetzen, als annehmen wollt, daß Elisabeth die Tochter Eures alten Feindes sei?"

Khlesl erwiederte mit von Zorn funkelnden Augen: „Zu hart? was wäre zu hart für den grauhaarigen Schuft, der das ganze Rechnungswesen des Reiches in die greulichste Unordnung gebracht, und meine gerechte Rüge als unnöthige Schulmeisterei bezeichnet; was wäre zu hart für einen Mann, der mich so wenig liebt, daß Einer seiner Leute unter den Badner Banditen gesehen wurde. Du bist ein Gänschen, das meint, der alte Khlesl sollte die linke Backe hinhalten, wenn er auf die Rechte geschlagen wurde. Das magst Du einem albernen Klostermanne

zumuthen, aber nicht Deinem Oheim, dem Cardinal Khlesl, der die Bürde des ganzen Reiches trägt."

Eva-Rosine antwortete mit unzerstörbarem Gleichmuth: „Das will ich auch nicht; aber was kann die wackere Ehefrau des Präsidenten dafür?"

„Sie hätte ihn auf den rechten Weg bringen sollen."

„Ach, ich möchte die Frau kennen, die Euch, gnädiger Oheim, auf einen anderen Weg gebracht hätte."

„Weil meiner der rechte ist."

„Das glaubt der Breuner auch."

„So? Meuchelmord scheint ihm der rechte Weg?"

„Wer sagt das, daß Breuner Euch nach dem Leben strebt?"

„Hat man nicht seinen Bedienten unter den Meuchlern gefunden?"

„Und was will das beweisen?"

„Daß der Breuner ein falscher Judas ist."

„Aber der Breuner hat ja Himmel und Erden in Bewegung gesetzt, um des Schuftes habhaft zu werden."

„Ja, nachdem er entwischt ist."

„Seine Tochter betheuert beim heiligen Sacrament, daß ihr Vater unschuldig ist."

„Seine Tochter ist eine Gans."

„Die arme Elisabeth!"

„Ich sage, daß sie eine Gans sei."

„Und ihre Warnung?"

„Albernes Geschwätze!"

–„Wenn aber doch etwas daran wäre; Elisabeth ist Eures Erzfeindes Tochter!"

„Daraus sehe ich, daß Ihr beide Närrinnen seid."

„Warum das?"

„Weil ich bereits gestern erfuhr, was mir Euer Scharfsinn heute verräth?"

„Ihr hättet?"

„Ich habe eine so gute Nase, als irgend Jemand. Tschernembl war gestern bei mir, um mich zu warnen."

„Tschernembl! höre ich recht?"

„Nun ja doch, Georg Erasmus Tschernembl."

„Unbegreiflich."

„Unbegreiflich vielleicht für die Nonnen des Himmelpfortklosters, aber sehr erklärlich für den erprobten Staatsmann."

„Tschernembl ist ja Euer Feind?"

„Nun, er wollte mir seine Dienste verkaufen."

„Der abscheuliche Mensch!"

„Hm, das war nicht so abscheulich."

„Nicht abscheulich?"

„Nun ich meine nur, es wäre von ihm nicht so unklug gewesen, wenn nicht . . . ."

„Wenn nicht?"

„Der Meister klüger gewesen wäre als der Schüler.

Tschernembl gilt für einen verschlagenen Kopf; ich habe aber die Betrüger betrogen."

„Wie das?"

Khlesl lehnte sich im Stuhl zurück, schien einen Augenblick nachzudenken und fuhr dann mit selbstgefälligem Lächeln fort: „Er sagte mir etwas von einer Verschwörung, that, als ob ich von den Erzherzogen für Leben und Freiheit zu fürchten hätte, dies Alles aber ohne seiner Genossen zu erwähnen; endlich wurde er pathetisch und beschwor mich, ihm das Geheimniß abzukaufen. In der That spielte er die Komödie so gut, daß ich ihm bloß des Spaßes willen eine kleine Summe anbot; der Brandfuchs verrechnete sich aber in seiner Geldgier und spannte seine Forderung zu einer unvernünftigen Höhe; da brach ich denn die Unterredung ab und sagte ihm, er möchte gehen, was er denn auch mit einer zu glücklichen Raschheit, als daß ich ihn durch den Lakai hätte können hinauswerfen lassen, bewerkstelligte."

Eva-Rosine bemerkte verwundert, „da wußtet Ihr ja erst nichts."

Der Cardinal entgegnete: „Du hättest freilich nichts daraus zu machen gewußt, mein liebes Kind, ich aber sagte mir: „Der Protestanten-Chef will in seiner beständigen Geldnoth seine Brüder verkaufen, und so war es auch. Diese Herren wollten, ich weiß nicht was für neue Zugeständnisse erpressen und wählten zur

Abwechselung das Mittel der Einschüchterung, allenfalls eine kleine Verhaftung des Principal-Ministers oder eine lebensgefährliche Bedrohung, was weiß ich. Da hieß es denn auf seiner Hut sein, ich ließ nun die Intriguanten fleißig bewachen und wählte zu dem Ende den Schwager des Haupträdelsführers, des Grafen Thurn, den Obersten Khuen. Morgen werde ich wissen, woran sich zu halten, und hiermit hat die Verschwörung ihr Ende. Nun, braucht es noch Deiner Warnung?"

„Niemand und am allerwenigsten ich habe je an Eurem bekannten Scharfsinn gezweifelt; indeß ist es doch seltsam, daß ein und dieselbe Mahnung zur Vorsicht aus so verschiedener Quelle kömmt."

„Seltsam meinetwegen — ich räume es willig ein, doch nicht in dem Grade, als Du denkst. Wie denn, wenn mein Freund der Nuntius, der von dem beabsichtigten Handstreich der Protestanten unterrichtet ist, gegen Breuner ein Wort fallen ließ, oder wenn Khuen, um sich wichtig zu machen, heute für seine Entdeckung ausgegeben hätte, was ich ihm gestern mittheilte? Hat die Elisabeth sonst gar nichts gesagt?

„Leider weiß sie nichts als die einfache Thatsache, daß gegen Eure Person etwas im Werke ist."

„Gegen meine Person, hat sie das wörtlich so gesagt?"

„Ja wohl."

„Nun da haben wirs, wer sollte, wie die Sachen einmal stehen, gegen meine, des Cardinals Person etwas unternehmen, als die Protestanten? Die Katholischen werden dies, seit ich ein Mitglied des heiligen Cardinalscollegium bin, um so gewisser bleiben lassen, als sie sonst den schweren Zorn des heiligen Vaters auf sich herabbeschwören würden; sei also ganz beruhigt, mein liebes Kind und sage der Schwester Elisabeth, daß ich ihr für ihre kindliche Liebe danke und sie in mein Gebet einschließen werde.“

Eva-Rosine küßte die Hand des Cardinals und stand im Begriff sich zu entfernen, zögerte aber auf einmal, kehrte wieder um und sagte mit leiser Stimme: „Seid barmherzig, falls Euer Unternehmen mißlingt, und schont der armen Schwester Francisca und des unglücklichen Weibes, das Euch zur Erreichung Eures Zieles behülflich sein sollte.“

Khlesl erwiederte mürrisch: „Wäre es Dir vielleicht lieber, wenn man Deinen Oheim in Ketten schlüge, als daß die Ungeschicklichkeit von ein paar Frauenspersonen bestraft wird?“

„Giebt es denn keinen Ausweg?“

„Im Falle des Mißlingens keinen.“

„Und würde dies auch mein Loos gewesen sein, wenn ich eingewilligt hätte?“

Der Cardinal erwiederte kurz: „Nein.“

„Ja aber, wenn Ihr das traurige Schicksal der bei-

den Personen im Fall des Mißlingens für unvermeidlich haltet?"

„Francisca ist nicht meine Nichte; Du bist — hier warf Khlesl einen liebevollen Blick voll unendlicher Milde auf das Mädchen — meines Bruders Kind, Dich dürfte, so lange der alte Khlesl athmet, keine rohe Hand berühren."

„Ja, was hättet Ihr in diesem Fall gethan?"

„Ich hätte Dich gerettet und wäre zu Grunde gegangen."

Eva-Rosine war über die wunderbare Milde, die sich in der einfach heroischen Antwort des Greises, bei so vieler Härte oder man kann sagen Gewissenlosigkeit kund gab, tief gerührt, beugte sich über die schwülige Hand des alten Mannes und befeuchtete sie mit Thränen. Auch die sonst so klaren Augen des Cardinals waren, was ihm im Leben selten begegnete, trüb geworden, und er wischte sich so etwas, wie eine Thräne ab. Dann aber, als schämte er sich einer solchen Unmännlichkeit vor sich selbst, sagte er in rauhem Ton: „Nun ist es Zeit, daß ich die Messe, zu welcher schon vor einer Stunde geläutet wurde, persolvire. — Er erhob die Hand zum Segen und schritt ohne sich weiter um die Nonne zu bekümmern, nach der Sacristei.

Als sich Eva-Rosine allein sah, blickte sie sich in dem ihr fremden Gemach um und sah in einer Ecke den Cardi-

nalshut ihres Oheims liegen; aus demselben ragte ein weißer Streifen hervor. Die Nonne bemerkte, daß derselbe beschrieben und augenscheinlich nicht ohne Absicht so hineingelegt worden sei, daß man ihn gewahren mußte. Sie wand den Papierstreifen rasch auf, und las die Worte: „Nehmt Euch vor Euren sectirerischen Feinden in Acht!" — Unterfertigt war der Zettel mit: „Ein Freund." Eva-Rosine schob den Streifen wieder an seine Stelle und sann nach; endlich erhob sie sich rasch, als ob ihr plötzlich ein zündender Gedanke durch den Kopf gefahren wäre, eilte die Stufen hinab und rief dem Kutscher zu: „Schnell zu Oberst Khuen!" Der Kutscher trieb die Pferde an, so viel er konnte, und bald war der Wagen um die Ecke.

XXVI. Capitel.

Wer die Wette gewinnt!

Um zwei Uhr Nachmittags zog ein starkes Reitergeschwader über das Burgglacis und stellte sich in einer Entfernung von etlichen hundert Schritten vor der Burg auf, ungefähr ein halbes hundert Reiter lösten sich von dem Hauptcorps ab und nahmen lautlos ihren Weg zur Burg selbst. Hier besetzte der Anführer, ein Mann von schöner, aber harter Gesichtsbildung, dessen dunkelschwarzes Haar in reichen Locken unter dem schweren Reiterhelm hervorquoll, alle Zugänge; das einzige Thor ausgenommen, durch welches der Cardinal kommen sollte, die übrige Mannschaft ließ er absitzen und in den Gängen des Gebäudes Stellung nehmen. Niemand, lautete der von ihm ertheilte Befehl, sollte die Burg verlassen, keinem Menschen außer dem Cardinal der Zugang gestattet werden.

Ungefähr um halb drei Uhr kam ein Mann in schlichter Bürgerstracht gekleidet an das Thor, das heutzutage vom Josephsplatz in das Innere der Hofburg führt, und begehrte Einlaß. Die Dragoner, welche am Eingang standen, kreuzten ihre Schwerter. Vergebens erklärte ihnen der Bürger, daß er zum kaiserlichen Bauinspector Effenberger wolle; der Bürger wollte nicht weichen, die Reiter ihm den Zutritt nicht bewilligen; es erhob sich ein Gezänke, das so laut wurde, daß der Bauinspector, der oberhalb dem Thore beschäftigt war, die Stiege hinunterlief. Als er die Verlegenheit seines Freundes gewahr wurde, ging er im volle Gefühl seiner Würde als Hofbeamter auf die Wache zu und bedeutete ihr, daß er selbst der Gesuchte sei und sein Freund die volle Wahrheit gesagt habe. Als auch dies zur Ueberraschung des Hofbeamten nichts half, verlangte er wenigstens hinausgelassen zu werden, aber auch dieser Wunsch prallte an den eisenbedeckten Herzen der Reiter erfolglos ab. Nun gerieth der Inspector in Eifer und stieß Drohungen aus. Die Dragoner lachten, das steigerte den Zorn des Straßenbauers und er versuchte es, die Dragoner gewaltsam vom Eingang wegzuschieben. Da packte ihn aber ein Mann und hielt ihn einen Augenblick schwebend in der Luft. Effenberger fing nun aus vollem Halse zu schreien an; das Geschrei führte den Befehlshaber herbei. Als der Bauinspector den Officier gewahrte, verdoppelte sich sein Geschrei. Er rief: „Herr Oberst, macht

mich doch aus den Fäusten dieses Lümmels los, ich bin ja der Bauinspector Effenberger, kennt Ihr mich denn nicht mehr, Herr Oberst." Der Officier schleuderte nun mit einem Arm den Dragoner zurück, der den Hofofficianten in eine so unangenehme Lage versetzt hatte, und fragte dann den Bauverständigen mit finsterer Miene:

„Was treibt Ihr da für Possen?"

Effenberger antwortete tief Athem holend: „Possen? Niemand ist weniger zu Possen aufgelegt als ich; der Kerl — damit deutete er auf den Soldaten, der wieder ruhig wie eine aus Erz geschnitzte Statue dastand — hielt meinen Freund ab zu mir und mich zu ihm zu kommen und da wollte ich denn Gewalt mit Gewalt vertreiben; das ist die ganze Geschichte." Als Effenberger dies sagte, fiel der Blick des Obersten unwillkührlich auf den Bürger. Sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln; er legte die Hand an seinen Helm und sprach zu dem Bürger gewendet: „Wenn ich nicht irre, belieben sich der Herr Baron bei hellem Tage einen unschuldigen Maskenscherz zu erlauben; ein Vergnügen, gegen welches gewiß sich nichts einwenden ließe, wenn die kaiserliche Hofburg der geeignete Platz hiezu wäre." Tschernembl, welcher sich erkannt sah, erwiederte zum Erstaunen des Bauinspectors, der sich schon an dem Irrthume des Obersten geweidet hatte: „Ihr habt Recht; es war so ein plötzlicher Einfall, der mir kam, Ihr wißt, ich bin ein

fröhlicher Mann, und da ich hörte, daß man da drinnen, er wies nach der Burg, so eben eine ähnliche Mummerei veranstaltet, so dachte ich, würde man es nicht auffallend finden, wenn ich mich den andern Masken anschlösse. Wie ich sehe, ist Herr Oberst von Dampierre ebenfalls von der Partie, was mich um so mehr freuet, als man daraus sieht, wie die allgemeine Lustigkeit ansteckend wirkt."

Dampierre biß sich in die Lippen und erwiederte: „Es thut mir herzlich leid, Euch den gewünschten Antheil an der angeblichen Lustbarkeit nicht gönnen zu dürfen. Da die Mitspielenden durchaus nicht wollen, daß ihre Masken gelüftet werden, sehe ich mich vielmehr genöthigt zu bitten, Euch einen kurzen Aufenthalt auf meiner eigenen Stube gefallen zu lassen; die beiden ehrlichen Männer werden Euch dahin geleiten."

Sogleich wurde die Wache gewechselt und Tschernembl von den beiden Dragonern treppauf, treppab durch einen langen Corridor geführt, der in ein dunkles Viereck ausmündete. Hier öffnete einer der Dragoner eine Thür, die zu einer freundlichen, nur etwas niedrigen Stube führte, deren Fenster auf das Glacis hinausgingen.

Tschernembl trat an das Fenster, blickte einen Augenblick hinaus und machte es sich, nachdem er die geschlossene Reiterschaar an der Ostseite des Burgthores wahr-

genommen hatte, mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung bequem. Von Außen erschollen die Tritte der Dragoner, die an seiner Thür wechselweise vorüberschritten.

„So wären wir denn ein Gefangener," dachte Tschernembl; „und zwar, wie es allen Anschein hat, wegen vorausgesetzter Anhänglichkeit an den Bischof von Wien verhaftet. Es ist in der That lustig, ich, der Calvinist, werde bewacht, weil man von mir eine Bewegung zu Gunsten des fanatischen Cardinals fürchtet."

Während Tschernembl so nachdachte, vernahm er abermals Gezänke, das aber einen günstigeren Verlauf nahm, denn nach wenigen Minuten stürzte Herr Effenberger mit dem Ausruf in's Zimmer: „Wäre es möglich, daß Ihr der Freiherr von Tschernembl seid? Ich habe dem Oberst vergebens betheuert, daß er sich, durch Eure muthmaßliche Aehnlichkeit verführt, in Eurer Person täusche, und daß Ihr der Uhrmacher Schmidt wäret. Herr von Dampierre lachte mich Anfangs aus, dann sagte er, ich möchte mich zum Teufel scheeren und Euch selbst fragen, und da bin ich nun!"

Tschernembl antwortete achselzuckend: „Lieber Freund, ich rathe Euch, daß Ihr Euch in das Unvermeidliche fügt und in mir künftighin nur den Freiherrn Tschernembl seht."

„Wie Schade!"

„So viel Ihr wollt! Ich versichere Euch, daß ich schon Euch zu lieb recht gern der Uhrmacher Schmidt geblieben wäre; und daß ich es nicht länger bleiben kann, ist einzig die Schuld des wälschen Hallunken."

Man sah es dem Hofbeamten an, daß er von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt wurde. Einmal hatte die persönliche Erscheinung Tschernembl's ihren gewöhnlichen Zauber ausgeübt und das Herz des Hofofficianten sogleich gefangen genommen, auf der anderen Seite empfand Effenberger die Demüthigung, die in dem glücklich gespielten Betrug des Freiherrn, der sich für einen Handwerker ausgab, lag.

Auf ihn, der Tschernembl in den befreundeten Kreis als harmlosen Bürger eingeführt hatte, mußten nothwendig alle Folgen zurückfallen. Endlich, war es für ihn, den Hofdiener, nicht schmählich, ja, seiner amtlichen Stellung geradezu gefährlich, wenn er mit dem Haupt der Unzufriedenen in beiden Ländern Ob- und nieder der Enns freundschaftlich verkehrte? Alle diese Gedanken und Empfindungen durchkreuzten seinen Kopf, als er die eigenmündige Bestätigung seines Freundes erhielt, daß er selbst der Freiherr Georg Erasmus Tschernembl sei.

Tschernembl, dem der innere Kampf des Bauinspectors nicht entging, legte die Hand auf die Schulter des Officianten und sagte:

„Lieber Freund! derlei Sorge und Qual, wie Ihr

sie in diesem Augenblicke empfindet, würde Euer schwarzkrauses Haar unfehlbar vor der Zeit bleichen, was ich wenigstens vor Eurer schönen jungen Frau nicht zu verantworten vermöchte. Ich kenne Euer Uebel seinem ganzen Umfange nach und bin darum der tauglichste Arzt, es zu heilen. Wollt Ihr guten Rath annehmen?"

Effenberger blickte treuherzig zu dem Freiherrn auf, als wollte er sagen: „Nur her mit Deinem guten Rath, er wird willkommen sein."

Der Freiherr fuhr lächelnd fort: „Ich rathe Euch denn, allen Umgang mit einem gewissen Protestantenchef, der weder bei Hof noch in den Refectorien der Klöster gern genannt wird, völlig abzubrechen und dreist zu schwören, daß Ihr ihn gar nie gekannt habt. Ich kann Euch dagegen von Seite eben dieses Chefs versichern, daß er im vorkommenden Fall Eure Aussage auf alle Weise bekräftigen wird."

Ein gewisses Gefühl der Scham, sich so ganz errathen zu sehen, hielt den Hofinspector ab, auf den Rath Tschernembl's einzugehen. Er ließ es daher als Antwort bei einem leisen Kopfschütteln bewenden.

Tschernembl ließ sich nicht irre machen und setzte mit gleicher Gutmüthigkeit fort: „So anerkennungswerth auch das Zögern ist, welches Ihr dem Anerbieten jenes berüchtigten Rebellenführers, damit ich mich der Hofsprache vollkommen bediene, die eben geknüpften Freund-

schaftsbande rasch zu zerschneiden, entgegensetzt, so erlaubt sich der verrufene Mann doch, Euch auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die aus einer solchen Verbindung nicht blos für Euch, sondern für Eure ganze Familie, das oberwähnte schöne Weib und die allfällige Descendenz nicht ausgenommen, erwüchse."

Der Hofbauinspector verharrte einen Augenblick in nachdenklicher Stellung; endlich ging er auf den Freiherrn los, ergriff dessen Hand und schüttelte sie kräftig, indem er sagte: „Ich verzeihe Euch den Betrug, den Ihr uns im Krebsenkeller spieltet und nehme Euren Vorschlag, uns zu trennen, an; es ist so besser und Ihr habt, so viel ich mir's auch überlege, Recht; versprecht mir aber Eines, wollt Ihr?"

Der Freiherr suchte überrascht in den Gesichtszügen des Beamten zu lesen, was er denn eigentlich meinte, endlich schlug er mit den Worten ein: „Wenn es nicht meinen Ueberzeugungen entgegen ist, vom Herzen gern."

„Nun, versprecht mir, wenn Ihr etwas braucht, das Eure Person betrifft; versteht mich wohl, nicht die Partei, sondern Ihr selbst, Euch an mich zu wenden."

Der Freiherr schlug lachend ein und sagte: „Tausend Dank, und ich will Euer Anerbieten um so mehr annehmen, als ich Euch eben ein ähnliches machen wollte. Es könnte leicht kommen, daß die Zeiten unruhig würden und nicht immer gleich eine Hand voll Soldaten

oder eine Schaar Geistlicher bereit wären, die Anhänger des allerhöchsten Hofes zu schützen; für diesen Fall biete ich Euch die Hülfe eines armen Edelmanns an, der, wie seine Feinde aussprengen und seine Freunde bestätigen, selten einen überflüssigen Thaler besitzt und obendarein das Unglück hat, dem allerhöchsten Hof, den Erzherzogen, der hochwürdigen Geistlichkeit und einer ehrsamen katholischen Bürgerschaft zu mißfallen. Vielleicht daß der unglückliche Mann in so böser Zeit einmal andern ehrlichen Leuten von Nutzen werden kann; wer weiß!"

Der Hofofficiant wollte den Freiherrn verlassen; dieser aber nahm ihn am Arm, zog ihn an's Fenster und wies mit der Hand auf die Dragoner, welche links vom Thore standen, dann sagte er: „Ihr seht, man hat hier freie Aussicht, und wir wollen, da es nun einmal ausgemacht war, daß ich den Zug in Eurer Gesellschaft mit ansehen soll, zusammen hinaussehen. Seid nun mein Gast, wie ich der Eurige hätte sein sollen."

Der Inspector ließ sich die Einladung gefallen und lehnte sich mit dem Freiherrn an's Fenster.

Während dies in der Stube des Grafen Dampierre vor sich ging, erschien am nämlichen Thor, zu welchem Tschernembl hereinwollte, der Oberst Khuen in voller Uniform und wollte ohne Umstände durch die Wachtposten in den innern Hofraum dringen. Die Dragoner kreuzten aber ihre Säbel und widersetzten sich dem Eintritt des

Obersten. In demselben Augenblick fuhr der sechsspännige Wagen des Nuntius, der von der innern Seite des Burgplatzes kam, an die Treppe vor. Der Cardinal ließ sich von den Bedienten des Nuntius aus dem Wagen heben; diese schwangen sich wieder auf ihren Platz, und die Kutsche rollte mit dem Nuntius zum andern Thor hinaus, ohne daß sich Jemand der Kutsche widersetzte. Khlesl, welcher seine etwas in Unordnung gerathenen Kleider zurechtmachen wollte, gewahrte mit dem scharfen Blick, der ihm eigen war, die goldglitzernde Uniform des Obersten, welcher sich noch immer mit den Dragonern stritt und den Eingang erzwingen wollte; er wendete sich also nach der Seite, wo der Officier stand und erkannte, näher tretend, den Obersten. Er ging nun vollends auf ihn zu und sagte im verbindlichsten Tone: „Ich danke Euch, lieber Khuen, für Eure Wachsamkeit, die ich aus der Aufstellung sogleich erkannt habe, und noch mehr für Eure persönliche Anwesenheit, die mir ein neues Zeugniß für Eure mir bekannte Herzlichkeit giebt.“ Der Oberst wollte eben antworten, als ein starker Arm sich in den des Cardinals legte und ihn rasch mit sich zog, während im gleichen Augenblick die Trommeln gerührt und die Trompeten geblasen wurden, so daß über den Höllenlärm jedes Wort des Obersten verhallte. Vergebens schrie Khuen aus Leibeskräften ein über das andere Mal dem Cardinal zu: „Ihr seid verkauft und verrathen! Rettet

Euch, wie Ihr könnet!" Khlesl vernahm kein Wort mehr, denn derselbe Arm zog ihn unwiderstehlich vorwärts. Khlesl sah endlich den Mann, der ohne auf seine Würde zu achten, ihn fortzerrte, genau an; es war Graf Collalto, der ihm nun zuflüsterte: „Euer Eminenz werden die Erzherzoge nicht warten lassen wollen."

Selbst der Kaiser, durch den Lärm aus seiner Nachmittags-Siesta aufgestört, war ans Fenster getreten und winkte dem Cardinal zu.

Collalto aber ließ dem Kirchenfürsten nicht einmal Zeit, den Wink des Monarchen zu beachten, sondern führte oder schleppte ihn vielmehr, Entschuldigung über Entschuldigung vorbringend, ohne Aufenthalt nach der Stiege, die zu den Gemächern der Erzherzoge führte. Als der Cardinal die erste Stufe betrat, wies Collalto nach oben und fragte ihn, um den Blick Khlesls von Allem abzuziehen, was hinter ihm vorging, ob er nicht bemerke, daß König Ferdinand etwas bleich aussehe.

In der That stand der junge Fürst auf der obersten Stufe und sah etwas angegriffen aus. Als Khlesl jedoch oben war, hatte sich der König bereits in das Innere der Gemächer zurückgezogen.

Indessen hatten zwanzig Dragoner hinter dem Rücken des Cardinals an der Thorschwelle eine eherne Hecke gebildet, die jede allfällige Flucht unmöglich machte.

Am Stiegenkranz angelangt verließ auch Collalto

unter dem Vorwand, ihn melden zu wollen, den Cardinal. Dieser stand nun einen Augenblick still, theils um sich von dem raschen Ansteig der Treppe zu erholen, theils um seine Haare mit den Händen unter dem Cardinalskäppchen glatt zu streichen. Dann sagte er sich: Die Sicherheitsanstalten, die der ehrliche Khuen getroffen, sind unstreitig gut, fast zu gut, denn sie sind auffällig, und ich will nicht, daß die Schufte glauben, ich fürchte mich vor ihnen, aber ich werde dem lieben Oberst, wenn ich nur erst von der Audienz weg bin, den Kopf waschen. Er muß es übrigens selbst bemerkt haben, daß mir das Geräuschvolle solcher Maßregeln zuwider sei, sonst wäre er sicher zu mir geeilt, so blieb er aber vor dem Wachtposten wie angenagelt stehen. Nun es war wohl gut gemeint, soll aber nicht wieder geschehen.

Khlesl hatte keine Ahnung, daß sein augenblickliches Zögern die Gegner beunruhigte, sonst hätte er bemerken müssen, wie Jemand an der entgegengesetzten Seite jener Thüre, auf welche er zuging, sachte den Schieber einer kleinen Pforte öffnete und ihn ängstlich beobachtete. Erst als der Cardinal durch die Thüre war, schloß sich der Schieber.

Wer sich den Lauscher näher betrachtet hätte, würde in ihm den jungen König erkannt haben, der nun einigermaßen beruhigt sich auf seinem Sopha aus-

strecfte und in der eben begonnenen Geschichte der heiligen Theresia zu lesen fortfuhr.

Zur Verwunderung Khlesls wurde nach seinem Eintritt der Schlüssel im Thürschloß geräuschvoll umgedreht; die Zeit ängstlicher Vorsicht war vorüber und das Wild in Garn. Der Kardinal hatte nicht Muße, über die Absperrung der Thüre hinter sich lange nachzudenken, denn er sah sich in dem weiten Vorgemach, das er betreten hatte, vier Männern gegenüber, deren gleichzeitige Anwesenheit etwas Bedrohliches, Verhängnißvolles zu haben schien. Diese vier Männer waren Breuner, Dampierre, Collalto und Montecuculi. Montecuculi redete den Cardinal zuerst an und sagte ihm mit trockener Höflichkeit, daß er es tief bedauere, wenn sich Se. Eminenz umsonst hieher bemüht habe, die Erzherzoge seien nicht zu sprechen, doch habe Se. Durchlaucht Erzherzog Max Herrn von Breuner beauftragt, ihm ein Geheimniß zu eröffnen, das keine Zeugen dulde; er ersuche ihn deshalb, Breunern in das Nebengemach zu folgen.

Der Cardinal war überrascht, verlegen, konnte sich aber noch immer keine Rechenschaft darüber geben und ging daher anstandslos mit Breuner in das anstoßende Cabinet.

Dasselbe war lang, schmal und etwas düster; seiner Bestimmung nach diente es für dienstthuende Kam-

merherren Ferdinands, zur allfälligen Ruhestätte während der Nacht. Zwei Sophas, ein kleiner Tisch und mehrere Sessel bildeten das ganze Mobiliar der Stube.

Breuner ging voran bis an's Fenster, lehnte sich dann mit dem Rücken gegen dasselbe, wahrscheinlich um Khlesl zu verhindern auf die Straße hinauszurufen oder etwa gar einen verzweiflungsvollen Fluchtversuch durch dasselbe — man befand sich nämlich in der nur geringen Höhe des ersten Stockwerkes — zu bewerkstelligen; dann gab er dem Cardinal ein Zeichen näher zu treten, als ob er ihm der Sicherheit willen so weit als möglich von der Thür entfernt sein Geheimniß anvertrauen wollte. Khlesl folgte etwas beruhigter dieser Einladung.

Als er nahe genug getreten war, um mit leichter Mühe hören zu können, redete ihn Breuner der Hofkammerpräsident mit dem runden plumpen Kopf und den stechenden grauen Augen an, indem sich sein Mund zu einem freundlichen Grinsen verzog: „Ihr glaubtet die Rechnungskammer Sr. Majestät nicht oft genug auf ihre Mißgriffe und Irrthümer aufmerksam machen zu können, gestattet, daß ich Euch nun gleichfalls einen eigenen großen Rechnungsfehler bemängele. Ihr rechnet, ich wette mein Haupt darauf, noch so manches Jahr hier den Herrn spielen zu können — nun Ihr versteht nicht das Einmaleins, es war ein Fehler. Eure Wirthschaft ist zu Ende; Ihr seid verhaftet!“

Khlesl zuckte bei dem letzten Worte zusammen und wurde bleich, richtete sich aber rasch wieder auf und sagte mit vollkommen hergestelltem Gleichmuth: „Was Ihr da redet, ist sinnlos, oder wüßte ich nicht, daß Ihr ein nüchterner Mann seid, ich möchte Eure Mäßigkeit verdächtigen, indeß erlaubt, daß ich mich setze; ein Mann meines Standes ist nicht gewohnt vor Eures Gleichen zu stehen.“ Mit diesen Worten warf sich Khlesl in den Divan, denn er fühlte in der That das Bedürfniß sich zu stützen, jede Fiber seines Körpers bebte und seine Füße zitterten so heftig, daß er gezwungen war ein Bein um das andere zu schlagen, um dem Feind seine Gemüthsbewegung zu verbergen. Wir müssen hinzusetzen, daß Khlesl bei dem cynischen Eingang von Breuners Rede keinen Augenblick mehr an der vollen Wahrheit der Ankündigung zweifelte und nur mehr als geschickter Spieler handelte, um das Matt so lange als möglich hinaus zu schieben oder vielleicht auf irgend eine noch nicht erkennbare Weise zu vermeiden. Khlesl hatte mit Blitzesschnelle erkannt, daß er sich völlig getäuscht und Tschernembl völlig Unrecht gethan hatte; er war trotz zweifacher Warnung in die Falle gegangen.

Breuner lehnte sich nun nachlässig an den Divan, in welchem Khlesl saß und redete, alle Achtung bei Seite setzend, wie zu einem Diener von oben herab: „Ich muß meiner Eröffnung noch etwas beizufügen, Se. könig-

liche Hoheit und Ihre Durchlaucht der Erzherzog haben mich mit dem seltenen Vertrauen beehrt, Euch an den Ort Eurer künftigen Bestimmung zu bringen; ich ersuche Euch daher, mir ohne Umschweif und ohne kindischen Widerstand, der ohnedies nichts nützen würde, zu folgen."

Das kam dem Khlesl doch unerwartet; er gerieth in die heftigste Aufregung, stampfte mit dem Fuß und sprach mit so erhobener Stimme, daß man ihn selbst am Corridor noch hören konnte. Er sagte: „Also das wäre der Lohn, den ich für jahrelange treue Dienste, die ich dem Hause Oesterreich geleistet, empfangen soll, einen Kerker und Herrn Breuner als Kerkermeister? aber ich bin kein gewöhnlicher Staatsdiener, dem man heute einen Brocken zuwirft und morgen davonjagt; meine Bestallung rührt von Sr. Majestät dem Kaiser und nur der vermag mich meines Dienstes zu entlassen; ferner bin ich Cardinal-Bischof und als solcher nur dem Forum Sr. Heiligkeit unterworfen; ich berufe mich auf die Immunität, die dem einfachsten Kleriker zusteht, und die ich als Würdenträger der Kirche um so mehr in Anspruch zu nehmen das Recht habe. Euch aber sage ich, habt Achtung vor diesem Hute — hier wies er auf das rothe Käppchen, habt Achtung vor diesem Talar — dabei zeigte er auf sein geistliches Kleid — wenn Ihr schon gegen mich als greisen Staatsdiener wie mit einem Dieb oder Mörder umgeht. Neben-

her wisset, daß ich mich weder von Euch verhaften lasse und noch viel weniger Euch zu folgen gedenke."

Breuner zuckte die Achseln und erwiederte ruhig: „Ich frage Euch nochmals, wollt Ihr diesem Verhafts-befehl — hiermit zog er ein von König Ferdinand und Erzherzog Max unterfertigtes Papier aus der Tasche — Folge leisten oder es zum Aeußersten kommen lassen? bei meinen adeligen Ehren, die Anstalten sind getroffen, Euch zu zwingen. Wollt Ihr, so zieht Euer Gewand aus und nehmt dieses bürgerliche Kleid, das Euch auf der Reise besser schützen wird, als der Talar."

Das Wort Reise wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Cardinal; er sprang vom Sitze auf, ergriff den Arm des Freiherrn und schüttelte ihn heftig, indem er hinzusetzte: „Und Ihr Ehr und Gott vergessener Mann glaubt wirklich, daß ich etwas Anderem als der Gewalt weichen werde, da kennt Ihr den Khlesl schlecht. Ich werde mich nicht von der Stelle rühren, bis man mich durch materielle Gewalt dazu zwingt. Breuner, der je heftiger der Cardinal wurde, desto kälter war, schritt ruhig auf die Thüre zu und rief mit gedämpfter Stimme: „Es ist an der Zeit, Graf Dampierre."

Auf diesen Ruf hin stürmte der Oberst, von etlichen Dragonern gefolgt, in die Stube, pflanzte sich dem Cardinal gegenüber auf und schrie ihm zu: „Du zauderst noch, rother Bube! Du ehrvergessener verräteri-

scher Schalk! den Schauplatz Deiner Missethaten zu verlassen? spute Dich so sehr Du kannst, daß ich nicht genöthigt werde, Dir von diesen da, und er deutete auf die Dragoner, helfen zu lassen."

Khlesl biß die Zähne zusammen, daß man sie knarren hörte und antwortete: „Graf Dampierre, Ihr fangt es bei Gott besser an, Euer Vorgänger war nur ein Stümper; indessen ist es noch nicht genug und Ihr werdet in des Himmels Namen Zuflucht zu Euren Schergen nehmen müssen, ehe Ihr mich verhaftet, und merkt wohl, diesen Widerstand leiste ich nicht aus thörichtem Eigensinn, da ich recht wohl weiß, daß er mir nicht nützt, aber ich bin ihn dem Rock schuldig, den ich trage."

Dampierre stieß mit dem Schwert zornig gegen den Boden und schrie den Dragonern zu: „So legt in Gottes Namen Hand an ihn."

Die Dragoner, welche sich als Schergen bezeichnen hörten, wollten sich nun wüthend über den Cardinal stürzen, da trat aber Breuner mit derselben Ruhe zwischen die Soldaten und den gefallenen Minister und sagte zu dem Grafen: „Meine Ordre lautet dahin, so viel als möglich Gewalt zu vermeiden. Ich werde es daher versuchen, den Herrn Cardinal, da er es selbst nicht thun will, zu entkleiden." Khlesl, welchem bei der Anblick der wüthenden Dragoner Dampierre's

doch nicht wohl zu Muthe war, ließ es nun ohne ein Wort zu sprechen, geschehen, daß ihn Breuner entkleidete. Der Freiherr zog ihm die Schnallenschuhe und rothen Strümpfe von den Füßen, entledigte ihn des Beinkleides und Talars, schleppte eigenhändig bis an die Knie reichende Stiefel, schwarze Hosen und einen Rock von gleicher Farbe herbei. Khlesl duldete nun nicht mehr die Beihülfe des Freiherrn, sondern kleidete sich selbst an. Als er vollständig gekleidet war, blieb er ruhig sitzen, als ob nichts geschehen wäre. Breuner fragte nun in milderem Tone, ob es ihm jetzt gefällig wäre ihn zu begleiten.

Der Cardinal versuchte zu lächeln und erwiederte: „Ich habe Euch schon gesagt, daß ich nur der Gewalt weiche.“

Auf diese Antwort faßte ihn Breuner höflich an einem Arm, während Dampierre ungestüm den andern ergriff und führten ihn durch eine verborgene Tapetenthür auf einen dunklen Gang, der nur schwach beleuchtet war. Der Cardinal gewahrte auch hier eine Reihe von Wachen, die ihn von allen Seiten umgaben. Man schritt lautlos vorwärts, stieg bald einige Stufen aufwärts, bald einige nieder, bis man sich plötzlich auf der Bastei befand. Hier stand ein Reisewagen, dessen Inneres an den Fenstern angebrachte Vorhänge dem Blick verbargen.

Khlesl wandte sich nochmals gegen den Freiherrn von Breuner und sagte: „Und Ihr wollt, ich alter Mann soll in dieser Kleidung Gott weiß wohin vielleicht Tag und Nacht fahren? Wenigstens laßt mich einige Kleider und etwas Wäsche mitnehmen."

Breuner schüttelte den Kopf.

„So laßt mich wenigstens noch zuvor nach Hause gehen, um noch Einiges zu ordnen; ich weiß, ich bin nun einmal Euer Gefangener, Ihr könnt mich also auch dahin begleiten."

Dampierre brach in ein wildes Gelächter aus und Breuner antwortete höhnisch: „In meinem Verhaltungsbefehl heißt es ausdrücklich, dem Gefangenen sollte es unter keiner Bedingung gestattet sein, irgendwie Hand an seine Schriften oder Papiere zu legen oder legen zu lassen. Ihr seht also, Euch bleibt nichts übrig, als den Wagen zu besteigen; für warme Kleidung und Wäsche ist gesorgt; Ihr findet Beides im Wagen."

Der Cardinal konnte bei der abschlägigen Antwort Breuners einen lauten Seufzer nicht unterdrücken.

Schon setzte er den Fuß auf den Wagentritt, so kehrte er sich nochmals um, und fragte mit beweglicher Stimme: „Steht es auch in Eurem Befehl, daß ich ohne Begleitung meines Kammerdieners, den ich alter Mann nicht wohl missen kann, abreisen soll?"

„Nicht nur Euer Kammerdiener, sondern Eure

sämmtliche Dienerschaft wird Euch nachgesendet werden," versetzte Breuner.

Khlesl murmelte: „Zu spät, viel zu spät, und blickte um, ob ihm denn Niemand beim Einsteigen behülflich sein werde. In demselben Augenblick näherte sich ihm ein Cornet, um ihn zu unterstützen. Khlesl prallte beim Anblick dieses Mannes zurück und brachte nur den Namen „Tschapin" über seine Lippen; der Cornet fletschte seine weißen Zähne und schwang sich auf den Kutschenbock, während Breuner neben dem Cardinal im Fond des Wagens Platz nahm. Graf Dampierre folgte mit seinen Dragonern dem rasch sich fortbewegenden Wagen im Galop.

An einem kleinen Fenster der Hofburg, von seidenen Gardinen halb verborgen, lehnten die Erzherzoge Ferdinand und Max, und blickten dem scheidenden Cardinal mit einem Gemisch von Freude und Besorgniß nach.

An einem andern Fenster standen ebenfalls zwei Männer, deren Einer vor Erstaunen fast außer sich war, während der Andere mit den Worten schloß: „Seht, liebster Freund, so sind die Wetten bei Hof beschaffen. Ihr seht, der Mann, welcher auf Eurer neuen Straße hinausfahren sollte, lehnt ganz ruhig in jenem Erkerfenster, während Se. Eminenz der Cardinal in der seltsamen Begleitung von zweihundert Dragonern statt

eben so vieler Geistlichen die wahrscheinlich nicht sehr freiwillige Fahrt antritt."

„Ja wer hätte aber das gedacht!"

„Ihr nicht, aber ich."

„Ihr hättet?"

„So sehr, daß ich darnach meine Maßregeln ergriffen habe und noch ergreifen werde."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„O nichts Anderes, als daß heute das ganze Regiment umgestürzt wurde."

„Nicht möglich!"

„Ihr werdet sehen."

„Horcht einen Augenblick."

„Ich höre nichts."

„Sehr gut."

„Daß ich nichts höre?"

„Ja, denn es ist ein Beweis, daß die wachhabenden Dragoner abgezogen sind."

„Wir sind also frei?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach, doch überzeugen wir uns," und Tschernembl trat an die Thür und öffnete sie, der Gang war leer und die Wache fort.

Der Inspector nahm sein Winkelmaß und schickte sich zum Gehen an; Tschernembl, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Habt noch einen Augenblick Geduld; ich muß zuvor hier noch eine Revision halten, die ich wegen

der verwünschten Dragoner da Außen bisher nicht vornehmen konnte."

Der Inspector fragte neugierig: „Welche Revision?"

„Ihr werdet sogleich sehen." Tschernembl trat an den Schreibtisch des Obersten und fing die dort stoßweise aufgehäuften Schriften zu durchlaufen an. Was ihm zuerst in die Hand fiel, war ein Dienstrapport, er legte ihn bei Seite; dann kam eine Rechnung, wieder eine Rechnung, endlich ein Kaufvertrag über zwei Reitpferde, dann die Abschrift eines lateinischen Gebetes. Tschernembl wurde ungeduldig und schleuderte den ganzen Stoß Papiere unwillig auf den Boden. Die Papiere glitten rasch auseinander, dabei wurde eines sichtbar, das mit großen lateinischen Lettern überschrieben war. Tschernembl bückte sich darnach, blickte einen Augenblick hinein und schrie dann fröhlich: „Triumph!" indem er sorgsam das Papier in die Tasche steckte. Die Ueberschrift des Documentes, dessen Auffindung dem Freiherrn so viel Vergnügen machte, lautete: Itinerarium. Tschernembl stieß nun die übrigen Papiere mit dem Absatz seines Stiefels zurück und traf nun gleichfalls Anstalt die Stube zu verlassen.

Der Inspector bemerkte schüchtern: „Habt Ihr gefunden?"

„Ja," antwortete der Freiherr und ging zur Thür

hinaus. Im Hofraum der Burg angelangt bat ihn der Hofofficiant, bei ihm nach all den Erlebnissen des Tages doch irgend welche Erfrischung anzunehmen, aber Tschernembl erwiederte: „Abgesehen davon, daß dies gegen unsere Abrede wäre, so fühle ich mich doch in diesen Räumen so gedrückt und gepreßt, daß mir fast das Athemholen schwer wird. Außerdem habe ich noch ein Geschäft abzuthun, das keinen Aufschub duldet."

Mit diesen Worten verließ der Freiherr den Baukundigen, welcher kopfschüttelnd eine Weile stehen blieb und erst als Tschernembl seinem Blick entschwunden war, langsam in sein Bureau zurückkehrte.

XXVII. Capitel.

Die Wallfahrerin und der Narr.

Der Wagen, in welchem der Cardinal saß, wurde mit rasender Schnelligkeit fortgeführt.

Zu beiden Seiten der Kutsche ritten Dragoner mit geladenem Seitengewehr.

Erst als das letzte Haus im Rücken lag und der Wienerberg die Fortsetzung der tollen Jagd unmöglich machte, mäßigten Kutscher und Reiter den Schritt ihrer Thiere. Khlesl beobachtete die ersten paar Stunden vollkommenes Schweigen, was dem Kammerpräsidenten ganz erwünscht war, denn er schien sich arglos dem Schlummer zu überlassen, lehnte sich an die ledergepolsterte Seitenwand, drückte die Augen zu und holte tiefen Athem, wie es im Schlafe zu geschehen pflegt. Freilich hätte ein argwöhnischer Beobachter bemerkt, daß der Schlum-

mer des Freiherrn kein fester war, da er von Zeit zu Zeit zwischen den dunklen Wimpern durchschielte. Khlesl war indessen mit seinen Mißgeschick viel zu sehr beschäftigt, als daß er solchen Dingen seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er war in dumpfes Hinbrüten versunken und hielt seinen Blick starr, wenn auch absichtslos auf ein kleines Kreuz gerichtet, das man ihm gelassen hatte und welches von seinem Hals herabhing.

So war man, wenn auch langsamer fahrend, doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf jene mächtige Haide angelangt, welche den Markt Traiskirchen umgiebt.

Der Cardinal hatte seinem gepreßten Herzen eben durch einen unwillkürlichen lauten Seufzer Luft gemacht und der Kammerpräsident sich eben zum dreißigsten Male, sein schläfriges Aussehen Lügen strafend, von der Linken auf die rechte Seite gewandt, als ein leichtes ungarisches Gefährt, von vier neben einander gespannten Pferden gezogen, wie ein Blitz an der mächtigen Staatskarosse vorüberbrauste.

Der Mann, welcher im Fond des Wagens saß, trug trotz des Sommerabends einen Mantel, der in eine Art Kapuze endigte, welch letztere wieder in der Weise über den Kopf niedergeschlagen war, daß man die Gesichtszüge des Vermummten unmöglich wahrnehmen konnte.

Den Dragonern war es nicht eingefallen, den Wagen

anzuhalten, nur Tschapin fiel es ein, als er das Gefährt vorüberfliegen sah, ein Paar Reiter nachzuschicken.

Entweder konnten die Verfolger den Wagen wirklich nicht erreichen oder schien ihnen das Ziel ihrer Anstrengung unwerth, so viel ist gewiß, daß die Reiter nach einer halben Stunde mit der Anzeige zurückkehrten, sie hätten nirgends eine Spur des Wagens aufgefunden. Tschapin runzelte die Stirne, aber sagte nichts.

Wiener Neustadt, das man um 8 Uhr Abends erreichte, wurde umfahren, doch ließ Breuner in angemessener Entfernung vom Stadthor Halt machen und sandte nach der Stadt um einige Lebensmittel und Wein.

Khlesl, der von Natur aus gesprächig war, brach in der Zwischenzeit das Schweigen und fragte mit der ganzen Hoheit, die er in seine Worte zu legen im Stande war, wohin man ihn zu bringen gedenke, und wie weit man die Mißhandlung eines Kirchenfürsten treiben wolle. Als Breuner kalt erwiederte, er sei beauftragt ihn nach Tyrol zu führen, da brach endlich das künstliche Gebäude der Standhaftigkeit, das der Cardinal bis jetzt gegen den hereinbrechenden Sturm mühevoll behauptet hatte, mit einem dumpfen Krach zusammen. Khlesl blieb nicht mehr Herr seiner selbst, er verbarg das Gesicht in seine Hände und fing laut zu schluchzen an.

Wahrscheinlich hatte sich der Cardinal, als man ihn nach dem Süden führte, geschmeichelt, daß ihm sein Bis-

thum Neustadt zum unfreiwilligen Aufenthalt angewiesen werden würde. Der Umstand, daß man den Weg außerhalb der Stadtmauern einschlug, hatte ihn stutzig gemacht; dennoch hatte er aber das Schlimmste, seine Wegführung nach Tyrol nicht erwartet. Dort war er in den Händen seines erbittertsten Feindes, dort von seinen einflußreichen Freunden völlig abgeschnitten. Tyrol war die Gefangenschaft, der politische Tod in seiner traurigsten Bedeutung; dies Alles stürmte auf seine Seele ein, als er bitterlich zu weinen begann und den Freiherrn mit den Worten am Arme faßte: „Herr von Breuner, schwört mir bei Eurem reinen Kinde, das in den Mauern meines Klosters weilt, daß man mir nicht an's Leben will, könnt Ihr das?" Breuner sah an den hervorgetretenen Augen des Cardinals, so wie an der tiefen Purpurröthe, die sein Gesicht umzog, daß sich Khlesl in einem Moment der Aufregung befand, dessen Verlängerung Tod oder Wahnsinn zur Folge haben konnte; er beeilte sich also den Finger zum Schwur empor zu heben und ihn zu versichern, daß er für sein Leben nichts zu besorgen habe. „Ich bin," sagte Breuner, „Euer Feind und habe dessen kein Hehl, aber ich bin weder ein Henker noch überhaupt der Mann, der sich zu irgend einer Unwürdigkeit hergiebt."

Als Breuner bemerkte, daß der Cardinal ruhiger geworden war, bot er ihm kalten Braten und Wein an.

Khlesl war aber zu bewegt, als daß er Bescheid thun konnte, das vorige Schweigen trat wieder ein.

Man setzte sich in den Wagen und fuhr fort. — Gegen Mitternacht langten die Reisenden in Schotwien dem österreichischen Gränzmarkt gegen die Steiermark an.

Die Fallgitter wurden rasselnd aufgezogen, und das Gefährt eingelassen. Dampierre hatte seine Sendung erfüllt; er verabschiedete sich hier mit seinen Reitern von Breuner und dem Staatsgefangenen.

„Gute Nacht, lumpige Eminenz!“ waren die letzten Worte, welche der Obrist dem Cardinal zurief, dann sprengte er mit seinen Reitern in vollem Galop davon. Nur Tschapin und ein Dragoner blieben beim Wagen zurück.

In Schotwien gab es schon damals ein Herbergshaus, dessen Schild eine bunt gemalte weit in die Straße hineinragende Krone war.

In das finstere rauchgeschwärzte Thor dieses Wirthshauses rollte der Staatswagen mit so furchtbarem Gerassel, daß die Mauern erbebten; alsogleich erschienen die Wirthsleute mit angezündeten Kiehnspänen und halfen den Reisenden aus dem Wagen. Khlesl schien so erschöpft, daß man ihn buchstäblich die hölzerne Treppe, die zum ersten Stockwerke führte, hinauftragen mußte.

Zugleich mit dem Wagen war von den Reisenden

unbemerkt eine Wallfahrerin in das Thor geschlüpft, welche Obdach verlangte.

Bei dem Umstande, daß in der Jahreszeit, in welcher Khlesl seine unfreiwillige Reise antrat, schon damals Wallfahrten nach Maria-Zell an der Tagesordnung waren, konnte es nicht auffallen, daß eine Pilgerin so spät noch Einlaß begehrte. Das Weib war groß und stark gebaut, schien aber ihrem weißen Haar nach zu urtheilen bereits hoch in den Jahren zu stehen und von den Anstrengungen der Wallfahrt sehr ermüdet; der Wanderstab, welcher wie noch heute bei den Wallfahrern ein hölzernes Kreuz zum Griffe hatte, schien ihr in der That eine nothwendige Stütze zu sein.

Der Wirth, welcher bemerkt hatte, daß das Weib schon mehrere Stunden im Orte verweilte und rastlos auf und ab ging, schnarrte sie unfreundlich an, indem er meinte, sie hätte wohl schon früher Zeit gehabt bei ihm abzutreten; die Alte erwiederte indessen demüthig, daß sie ein Gelübde gethan habe, sieben Wochen lang bis Mitternacht unter freiem Himmel zuzubringen; der Wirth blickte auf sie dann, auf seine Uhr und wies ihr lächelnd den Zeiger, welcher noch zehn Minuten bis Mitternacht zu durchlaufen hatte. Die Alte schien von ihrem Irrthume überrascht, und betheuerte nicht früher in die Stube treten zu wollen, bis es zwölf Uhr geschlagen habe.

Die Zeit bis dahin wandte die Pilgerin indessen

seltsam genug an, sie trat unbemerkt in den Hofraum und starrte nach den Fenstern des Stockwerkes empor, als ob sie weiß Gott welche Entdeckung zu machen hätte, dann ließ sie sich nochmals das Hausthor öffnen und sah abermals nach den Fenstern; nirgends bemerkte sie Licht. Unzufrieden, wie es schien, kehrte sie endlich zurück und begehrte ihre Schlafstätte zu sehen.

Der Wirth, dem es nicht in dem Sinn kam, daß die Alte besser logirt sein wolle, als die vielen tausend ihrer Gefährtinnen, schaute sie groß an und deutete auf den Heuschober, der in der Gemeinstube zum Nachtlager zurecht gemacht war. Die Wallfahrerin aber ließ sich nicht abschrecken und entgegnete: „Erst wollte ich mich allerdings mit dem gewöhnlichen Nachtlager begnügen, aber nun habe ich meinen Sinn geändert, was thut Euch das?"

„Was es mir thut? Erstens kostet ein ordentliches Bett um sechs Pfennige mehr, zweitens will ich nicht, daß mein Weißzeug durch Bettlergesindel verunreinigt werde; jetzt wißt Ihrs und könnt entweder mit dem Heu vorlieb nehmen oder Euer Unterkommen anderwärts suchen." Die Wallfahrerin seufzte und griff endlich in einer Weile, die Oeffnung ihres Rocksackes vergeblich suchend, nach einem ledernen Beutel und drückte dem Wirth einen Thaler in die Hand, indem sie hinzusetzte: „Ich will es Euch nur gestehen, daß ich

heftige Leibesschmerzen habe und schon darum lieber in einem ordentlichen Bette schlafen will. Der Wirth blickte bald den Thaler, bald die Pilgerin an und schloß endlich damit, daß er die Kellnerin rief und ihr ein Bett im obern Stockwerke anzuweisen befahl; dann ging er brummend zu seiner Ehehälfte, die er versicherte, daß die alte Strunzel etwas Vernünftigeres hätte thun können, als einen Thaler auf ein Bett wenden; hätte sie dafür Wein getrunken, meinte er, so hätte sie davon doch einen ehrlichen Rausch gehabt, aber bei dem ordentlichen Bett sieht doch gar nichts heraus.

Als die Mariazellerin im ersten Stock anlangte, blieb sie vor jeder Gastthür stehen und horchte, obgleich ihr die Aufwärterin wiederholt bedeutete, daß sie noch nicht an Ort und Stelle seien. Endlich klirrte der Schlüsselbund an einer niederen Thüre, die zu einem kleinen Hofzimmer führte.

Man war an Ort und Stelle; die Magd stellte einen großen kupfernen Leuchter auf den Tisch und wollte sich verabschieden, da aber öffnete die Pilgerin den Mund, so daß recht nach alter Weiber Art ein Strom von Fragen auf die Dienstmagd niederquoll. Die Aufwärterin beantwortete Einiges und ließ Anderes unbeantwortet, bis die Alte ganz zuletzt noch fragte, wer denn die Reisenden gewesen seien, die unmittelbar vor ihr angelangt wären. „Ei die,“ erwiederte die Magd. „Der alte Herr

ist, wie mir der Diener sagt, ein bösartiger Narr und der Andere sein Aufseher, sie empfahlen uns auch, dem Narren keine Messer oder Gabel vorzusetzen, indem ihm sein Aufseher Alles klein schnitte."

„Und worin soll die Narrheit des Gastes bestehen?"

„Der Diener sagte, daß er sich für einen großen Herrn hielte, für einen Bischof oder Cardinal, was weiß ich."

„Und was soll mit ihm geschehen?"

„Nun sie waren mit ihm bei den berühmtesten Professoren in Wien und führen ihn nun aufs Land; die Gebirgsluft, sagten die Aerzte, werde dabei das Beste thun."

„Und da habt Ihr den Narren wohl gut einsperren müssen?"

„Das versteht sich, die erste Frage des Aufsehers war nach einer Stube, deren Fenster wohl vergittert wären."

„Und habt Ihr eine solche?"

„Natürlich, seht Ihr dort gegenüber den Mauervorsprung, da liegt die Stube von unseres Herrn Schwager, der vor sechs Jahren mit Haut und Haar verbrannte, da er bei dem Fenstergitter nicht heraus konnte und die Treppe bereits in Flammen stand. Die ganze Einrichtung war hin; nur die Mauer und das Gitter

sind stehen geblieben. Man sieht daraus, was solche Gitterfenster für eine gute Einrichtung sind."

„Unstreitig," erwiederte die Alte, „denn sie sind dem Feuer widerstanden, während der ehrenwerthe Bewohner der Stube umkam."

„Ganz recht, Frau Mutter," versetzte die Magd, „die Gitter waren fester als der selige Hans Görg. Hinter diesem Fenster nun sitzt der arme Wahnsinnige."

„Und schläft er allein?"

„Was Ihr doch neugierig seid, Mutter."

„Es ist nur, daß Einem die Zeit vergeht."

„Nun allein schläft er nicht. — Des Aufsehers Bett mußte quer vor das Seinige gestellt werden und der Diener läßt sich gar ein Heubündel vor die Thüre schleppen, um darauf zu liegen, und der andere militairisch gekleidete Mann, der hält überdies am Hausthore Wache."

„Das heiße ich einen Wahnsinnigen stark bewachen," sagte die Alte seufzend.

„Aber denkt doch, wie bösartig er ist," versetzte die Kellnerin; „er soll ja mit Papst und Majestäten ärger herum werfen als der Teufel selbst.

Wie der Wirth mit dem aufgesetzten Käppchen hineingeht, hat ihn der närrische Kauz angedonnert, als ob er vor dem Hochwürdigsten selbst mit bedecktem Haupte dastünde, und stellt Euch vor, das hat er so natürlich gemacht, daß

sich der Herr zu fürchten anfängt und die Kappe richtig abnimmt."

„Da werden die Andern wohl gelacht haben?"

„O nicht im Mindesten; es kommt mir fast vor, als ob Sie sich selbst vor ihm fürchteten."

„Ach wenn ich nur den alten Narren sehen könnte!"

„Habt Ihr denn noch keinen Narren gesehen?"

„Gewöhnliche Narren in die Tausende, mein Kind, aber so etwas Besonderes noch nie."

„Nun da kann ja Rath werden."

„Wie denn?"

„Ihr geht morgen in die Kirche, wenn der Wahnsinnige seine Andacht verrichtet."

„Also hat er doch so viel Verstand, daß er zu Gott beten kann?"

„Wer weiß es denn, sie führen ihn denn doch zur Kirche, hilft's nichts, so schadet's nicht."

„Und um welche Stunde wird er dort sein?"

„Der Aufseher hat wenigstens die Messe um 5 Uhr bestellt."

„Nun ich danke Euch, ich werde eine heilige Messe hören und zugleich den Narren zu sehen bekommen, das ist doppelt schön."

„Es freut mich, wenn ich Euch einen Gefallen erweisen konnte."

Die Aufwärterin wollte sich entfernen; die alte Frau rief sie aber zurück und fragte: Was habt Ihr zu essen?"

„Wenn Ihr Einbrennsuppe wollt oder Nudeln?"

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Oder wollt Ihr vielleicht Obst?"

Die Alte wurde ungeduldig und sagte:

„Ei, bleibt mir doch mit Eurer Suppe und Obst vom Leibe, habt Ihr nicht etwa einen Kapaun oder eine Hammelskeule und einen kühlen Trunk Wein?"

Das Mädchen blieb verwundert stehen und erwiederte endlich: „Habt Ihr nicht so eben über Leibesschmerzen geklagt? Da dachte ich denn . . . . ."

„O denkt nichts, meine Beste, und bringt mir, was ich begehre — Ihr glaubt gar nicht, was so eine Wallfahrt für Hunger schafft."

Das Mädchen ging nun hinunter und kam mit einer Hammelskeule und einer Flasche Wein zurück.

Das alte Weib schien mit dem Fleisch zufrieden, maß aber die Flasche mit einem verächtlichen Blick.

„Er ist vom Besten," bemerkte die Kellnerin, welcher der argwöhnische Blick der Alten nicht entgangen war.

„Daran zweifele ich durchaus nicht," erwiederte die Alte mit Kennermiene, „sondern ich dachte nur, daß Ihr wohl statt dieses Fläschchens hättet eine ordentliche Flasche bringen können, die sich vor Jedermann sehen lassen darf."

„Aber Eure Leibesschmerzen?"

„Das ist eben das Specificum, welches mein Arzt dagegen zu verordnen pflegt."

„Soll ich also noch Wein bringen?"

„Um Gottes Willen ja."

Die Magd war nun in den Keller hinabgestiegen und wieder zurückgekehrt, als sie zu ihrer Verwunderung die gewaltige Hammelskeule bis auf die Knochen aufgezehrt und die Flasche ausgetrunken fand.

„Gott gesegne es Euch, Mutter!" sprach sie, „Ihr seid bei gutem Appetit."

„Ihr vergeßt die Wallfahrt. Wallfahrer haben beständig Hunger."

„Habt Ihr noch?"

„Warum nicht?"

„Soll ich Euch noch zu essen bringen?"

„Ei freilich!"

„Ho ho, alte Mutter, d'raus wird nichts, Ihr könntet Euch nur den Magen verderben, zu Essen bekommt Ihr nun einmal nichts mehr."

Die Alte seufzte schwer und schien sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Die Magd schüttelte jetzt der alten Wallfahrerin die Hände und ging.

Die Alte erhob sich nun viel rascher, als mit ihrer früheren Preßhaftigkeit vereinbarlich schien, vom Stuhl,

holte aus ihrem Mantelsack eine Tasche, riß ein Blatt Papier heraus, machte darauf mit Bleistift ein Kreuz, schrieb die ersten Worte des „Salve Regina“ mit großen lateinischen Buchstaben darunter, ergriff dann ein kleines Fläschchen, tauchte eine sorgsam eingehüllte Feder ein und schrieb einige Zeilen mit kleinerer Schrift, deren Züge aber sofort verschwanden, sobald sie niedergeschrieben waren, faltete das Ganze zusammen und steckte es in das mächtige Gebetbuch, das zugleich ein förmliches Herbarium und eine Sammlung von Antiquitäten bildete, so zahlreich waren Bildchen, Blumen und kleine Kränze zwischen den groß gedruckten Blättern des Buches angebracht. Dann murmelte das Weib: „Dies ist das einzige Mittel, dem gefallenen Minister und unserer Partei einen letzten Dienst zu erweisen.“

Sonderbarer Weise legte sich die Alte nicht zu Bette, ohne erst einen schön gearbeiteten Dolch, der mit Elfenbein eingelegt war, neben sich auf den Tisch gelegt zu haben; hierauf löschte sie das Licht aus, und entkleidete sich erst dann völlig.

Die Kirchthüre war folgenden Morgens kaum geöffnet, so fand sich auch die Wallfahrerin ein und nahm ihren Sitz in der vordersten Bank, welche nur zum Gebrauch von Standespersonen bestimmt war; sie zog ihr Gebetbuch hervor und blätterte so eifrig darin herum, daß sie kaum zu bemerken schien, daß ihre Herbergs-

genossen bereits eingetreten waren. Don Tschapin, der vermeintliche Diener, stieß nach seiner Art ziemlich unsanft an die Alte an und sagte: „Packt Euch zum Teufel, verfluchte Vettel! seht Ihr nicht, daß bessere Leute, als Ihr seid, hier Platz nehmen wollen?“

Die Alte packte langsam ihr Gebetbuch zusammen, stand mühselig auf und holperte, nachdem sie erst die Ankömmlinge gleichsam prüfend, ob auch der Rechte darunter sei, betrachtet hatte, langsam aus der Kirche.

Der Cardinal, welcher ihre Stelle eingenommen hatte, fand auf der Stelle, wo die Alte gekniet hatte, ein beschriebenes Blättchen. Er nahm dasselbe, ohne es näher zu betrachten in die Hand und hielt es in die Höhe, um diejenige, der es muthmaßlich entfallen war, aufmerksam zu machen. Breuner, welcher das alte Weib noch bemerkte, winkte ihr vergebens, zurückzukehren, und Tschapin, welcher im Eifer für die Zurückstellung des gefundenen Gutes nicht zurückbleiben wollte, rief sogar halblaut: „Alte, Ihr habt etwas verloren, oder hört Ihr nicht, Alte?“ Die gute Frau mußte aber etwas taub und halb blind sein, denn sie schien nicht nur nichts zu sehen und zu hören, sondern humpelte nur um so eifriger zur Kirchthüre hinaus. Das Blättchen blieb in den Händen des Cardinals zurück. Dieser hatte die Schriftzüge kaum erblickt, so verbarg er das Papier in seinem Brustlatz, indem er halblaut murmelte: „Ein

gutes Gebet soll nicht auf der Erde liegen bleiben, nicht entehrt werden u. s. w."

Als die Messe vollendet war, kehrten die Reisenden in das Gasthaus zurück. Khlesl gab heftigen Halsschmerz vor und that, als ob er keinen Tropfen Wasser hinunter brächte. Breuner glaubte nicht an das Uebel und hielt es nur für einen Vorwand zur Verzögerung der Reise; er war daher ungemein überrascht, als der Staatsgefangene keinen Aufschub der Weiterreise, sondern bloß eine Unschlittkerze verlangte, um sich einen Talgverband um den Hals zu legen. Sein Gefangenwärter willigte ohne Anstand in dies Verlangen und ließ eine angezündete Kerze und eine zweite kommen, die über das Licht gehalten werden sollte.

Tschapin war gleich bereitet, den Verband herzustellen; der Cardinal erklärte aber mit pedantischer Entschiedenheit, daß er Alles, was sich auf seinen Körper bezöge, allein und ohne fremde Einmischung abmachen wolle. Tschapin wandte sich mürrisch über den Eigensinn des alten Mannes nach der Thüre und Breuner begnügte sich, nachläßig an den grünen Kachelofen gelehnt, seine Reise-Instruction zum neunzigsten Male durchzublicken. Der Gefangene benützte die Unaufmerksamkeit seiner Aufseher und holte mit der unbefangensten Miene von der Welt das Blatt Papier aus seiner Tasche und hielt es vor das Licht, als ob er es wärmen wollte, allsogleich er-

schienen die kleinen Schriftzüge wieder, welche unter der Hand der Schreiberin dem Gesicht entschwunden waren. Die Worte lauteten: „Nennt der alten Frau, welche Euch dieses Papier zustellt, den Ort, wo Eure Schriften verborgen liegen und deutet ihr an, was damit geschehen soll.“ Unterfertigt waren die paar Zeilen mit: „G. E. T.“

Khlesl that, als ob er das Papier dem Licht zu nahe gebracht hätte und zündete es an, indem er wehklagend ausrief: „Das kommt von dem Zittern; ja, mein Herr von Breuner, Ihr seid ein glücklicher Mann, Ihr habt kräftige Nerven, während ich fast nichts mehr in meinen Händen halten kann, und wenn dann ein schwacher hilfloser Greis wie ich bin, noch in die Verbannung, doch was sag' ich, in's Gefängniß wandern muß, das ist doppelt traurig.“

Breuner, der erst an dem brandigen Geruch errieth, daß etwas verbrannt worden sei, fuhr empor und fragte: „Was war das?“

Khlesl entgegnete verächtlich lächelnd: „Ihr hört es ja; ich habe durch mein Zittern das Papier, welches mir zum Auftragen des Unschlittes dienen sollte, angezündet.“

„Und was war das für ein Papier, wenn man fragen darf?“

„Beruhigt Euch, Herr von Breuner, weder eine

Staatsschrift noch ein Verzeichniß von Verschwörern."

„Und was war es denn?"

„Ach Gott, wenn Ihr es denn schon wissen wollt, der Zettel, den die arme Mariazellerin verlor, und den ich in Ermangelung eines anderen Materials zu meinen medicinischen Zwecken benützte."

Breuner konnte nicht umhin, über seine eigene übertriebene Wachsamkeit zu lächeln und gab, als der Gefangene mit seiner Operation zu Ende war, das Zeichen zum Aufbruch.

Da in jener Zeit, von welcher wir sprechen, die carolinische Straße über den Semmering noch nicht hergestellt war, so mußten es sich die Reisenden gefallen lassen, den Weg über den Berg zu Fuß zurückzulegen, oder sich von Saumrossen hinüber bringen zu lassen. Der Cardinal, welcher sich zu Fuße mehr Gelegenheit versprach, mit der geheimnißvollen Wallfahrerin in Verkehr treten zu können, wählte diese Art, den Bergpaß zu überschreiten.

Vergebens blickte er, gleich nachdem die Reisegesellschaft das Gasthaus verlassen hatte, um sich; von der Alten war keine Spur zu finden.

Es giebt Menschen, die, weit entfernt, eigentlich Sinn für die schöne Natur zu besitzen, sich aber doch nicht den Einwirkungen einer heiteren Morgenlandschaft entziehen können; ohne zu wissen warum und woher

fühlen sich derlei Menschen fröhlicher gestimmt, hoffnungsreicher und zufriedener.

Zu dieser Classe von Menschen, welche vor dritthalb Jahrhunderten viel zahlreicher war als heutzutage, gehörte auch der Cardinal Khlesl. Er fühlte sich trotz seiner schlimmen Lage im Verhältniß zu den Empfindungen des vorhergehenden Tages ohne Vergleich heiterer.

Möglich, daß auch das Bewußtsein, sich nicht ganz freundelos zu wissen, das Seinige zu dieser gehobenen Stimmung beitrug.

Als Breuner, halb ärgerlich über den Frohsinn des Cardinals, den er eben so wenig verzweifelt wie gestern, als fröhlich wie heute leiden mochte, seine Verwunderung ausdrückte, daß ein Mann in solcher Lage noch heiter sein könne, antwortete Khlesl: „Ja, Herr, das kommt von einem reinen Gewissen; Ihr glaubt gar nicht, was das für ein gut Ding ist; ich bitte Euch als Freund, macht einmal, daß Ihr ebenfalls ein solches erlangt, und Ihr werdet dann, was Euch wohl Euer Lebtag nicht passirte, guter Dinge sein."

Breuner that, als ob er den Stich nicht merkte. und lenkte die Aufmerksamkeit seines Gefangenen auf ein paar Esel, die vollgepackt den Berg herunterkamen.

Khlesl rief, als er bemerkte, daß die Thiere zufällig mit ärarischem Gute befrachtet waren, mit komischem

Unwillen: „Ei, das geht Euch an, das ist sicher für die Hofkammer."

Breuner zuckte die Achseln und sagte kein Wort. Als sich aber Khlesl am höchsten Punkt der Bergeinsattlung wiederholt umblickte, bemerkte er: „Wenn sich alle Leute auf der Höhe stets umblickten, wie Ihr thut: so bin ich überzeugt, daß die meisten ihren Weg ruhig und sicher zurücklegen und die Wenigsten zu Falle kommen würden."

Khlesl, der sich nur um die Wallfahrerin umsah, hielt Breuner's Rede keiner Erwiederung werth. Erst als sie im Orte Spital anlangten, sprach der Cardinal tief seufzend: „Der Stifter dieses Leprosenhauses hat es gut gemeint; hätte er aber gleichwohl nur für die Diener seiner eigenen Nachfolger, welche an moralischem Aussatz leiden, dies Haus errichtet, er hätte es so geräumig bauen müssen, als den St. Stephansdom in Wien."

„Noch zweckmäßiger hätte er aber in diesem Falle eine Anstalt für alte Narren errichtet," entgegnete Breuner.

Der Gefangene wollte eben antworten, als er einer Wallfahrerin ansichtig wurde, die am Fuße einer hart am Wege stehenden Martersäule saß, und ohne aufzublicken eifrig aus einem dickleibigen Gebetbuch zu beten schien.

Khlesl ging dreist auf die Alte zu und sprach mit leiser Stimme, indem er die Hand zum Segen erhob: „Scripta sunt apud Huterum, in nomine Domini flammis aboleantur!;" dann ließ er, indem er laut und deutsch hinzusetzte: „Da nehmet dieses Almosen," Siegelring und Schlüssel in den Schooß der Alten gleiten, die ihn rasch mit der Schürze verdeckte.

Das Weib stand auf, machte das Zeichen des Kreuzes, nickte mit dem Kopfe und fuhr dann wieder fort in ihrem Buche zu blättern.

Tschapin, welcher weit argwöhnischer war als der Kammerpräsident, raunte Breunern zu, ob er nicht den Cardinal zur Rede stellen wolle, was und warum er mit dem Weib gesprochen habe. Breuner, dem die Handlung des Staatsgefangenen bei seiner geistlichen Stellung ganz unbedenklich schien; schüttelte den Kopf und erwiederte: „Wenn ich nicht irre, ist der Auftrag, den Cardinal nach Tyrol zu bringen, mir und nicht Euch geworden, und so lange dem so ist, habe ich außer von meinem Herrn von Niemandem, am wenigsten aber von Euch Belehrung anzunehmen."

Tschapin zuckte die Achseln und schwieg. Breuner begnügte sich aber den Cardinal zu fragen:

„Habt Ihr dem alten Weibe nicht ein Almosen gereicht?"

Khlesl entgegnete: „Und wenn ich es gethan, was kümmerts Euch? Wisset Ihr nicht, daß es heißt: Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, was Ihr einem Eurer Mitmenschen thuet, das werde ich so ansehen, als ob Ihr es mir selbst gethan hättet?"

„Und was habt Ihr sonst noch mit der Alten geredet? ich hörte Euch sprechen."

Khlesl lachte höhnisch und versetzte: „Wenn Ihr noch etwas Latein wisset, oder wenigstens so fromm wäret, die Worte des Segens nicht ganz vergessen zu haben, so hättet Ihr mein neues Verbrechen sogleich inne werden können. Ich habe einer greisen Wallfahrerin den Segen ertheilt, jetzt wißt Ihr's."

Breuner erröthete über den Argwohn, den er geäußert hatte und flüsterte dem Häscher zu: „Da seht Ihr, was für ein einfältiger Wicht Ihr seid, ich wollte lieber, Euch holte der Henker sammt dem Gefangenen, als daß Ihr mich jeden Augenblick in Schimpf und Schande bringt."

Tschapin ließ es sich gesagt sein und enthielt sich den ganzen Weg über jeder weiteren Einmischung. Die einzige Aeußerung der Mißbilligung, die er sich nun einmal nicht verbieten ließ, war ein beständiges Achselzucken. Als der Kammerpräsident auf der Innbrücke die Wagenfenster hinabließ, um besser hinausblicken zu können, zuckte der Häscher noch das letztemal die Achseln.

Und als ihn Breuner heftig anrollte: „Was soll's?" entgegnete er demüthig, „es weht der Wind so kalt von der Nordseite, daß ich besorgte, Euer Excellenz könnten sich den Rheumatismus zuziehen."

XXVIII. Capitel.

Das man überschreiben könnte: „Es giebt einen Katzenjammer ohne vorhergegangenen Rausch.“

Die Erzherzoge hatten nun ihren Zweck erreicht, der Cardinal war von den Staatsgeschäften entfernt. Die augenblickliche Freude über dieses Resultat hatte aber der ruhigen Ueberlegung Platz gemacht.

Eine Nacht mit ihren schlaflosen Stunden, mit ihren widerwärtigen Träumen, mit einem duftigen Sommermorgen lag zwischen der Hinwegführung Khlesl's und dem Frühmahl der Erzherzoge.

Sie hatten den Imbiß schweigend zu sich genommen, das Weißbrot lag fast unberührt in dem zierlichen Korb und das in den Schüsseln aufgethürmte Geflügel schien zu beweisen, daß die Eßlust der Erzherzoge gering war.

Ferdinand durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, während Max scheinbar ruhig in einem hohen geschmackvoll geschnitzten Stuhle saß, wie sie in großer Zahl aus dem 16. Jahrhundert in unsern alten Burgen und Ruinen zu sehen sind.

Der Deutschmeister hielt seinen Blick unverwandt an die Wanddecke geheftet.

Als der junge König vielleicht schon das zwanzigste Mal an seinem Oheim vorübergegangen war, hielt er vor dem Stuhl des Erzherzogs plötzlich an und sagte:

„Euer Liebden hat unstreitig das beste Mittel ersonnen, wie der Kaiser versöhnt werden kann?"

Der Deutschmeister, aus dem Zustand der Erstarrung erwacht, erwiederte mild lächelnd: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß es uns endlich glücken wird, die Verzeihung Sr. Majestät zu erhalten, sage Euch aber, es wird einen schweren Kampf kosten. Der Kaiser wird untröstlich sein."

„Und die Kaiserin?"

„Wird über die Verjagung des Cardinals das Herz brechen."

„Und die Anhänger des Cardinals?"

„Um die sorgt Euch nicht."

„Wie so?"

„Weil er keine hat."

„Aber ein Mann, der durch so viele Jahre an der Spitze der Geschäfte stand?"

„Ja, und nicht wußte sich einen einzigen wahren Freund zu erwerben, der muß ein Narr oder ein Weiser sein. Mir scheint, der alte Khlesl war von Beiden etwas."

„Was ist es aber mit den Weibern?"

„Ah, das ist ein Anderes!"

„Ihr meint?"

„Ich meine, daß der alte Herr ein gutes Dutzend Hofdamen einzufädeln verstand."

„Und die fürchtet Ihr?"

„Fürchten? nein, sie werden uns aber den Sieg erschweren."

„Wie so?"

„Sie werden ihre Männer nach Hof schicken."

„Und den Cardinal zurückbegehren, nicht wahr?"

„Nicht nur das; sie werden auch um Rache über die Erzherzoge schreien, welche den alten Herrn die unfreiwillige Reise nach Tyrol thun ließen."

„Ei, mögen sie zuschreien!"

„Nicht doch, Euer Liebden! ich versichere Euch, daß uns dieses Schreien noch sehr unangenehm werden kann."

„Wie so?"

„Weil es bei der Kaiserin ein geneigtes Ohr finden wird.“

„Und dann?“

„Wird unsere sehr dicke und sehr fromme kaiserliche Schwägerin und Muhme von ihrem Gatten die Bestrafung der Entführer verlangen.“

„Und dann?“

„Würde der Kaiser, so ein guter Herr er ist, wenn es von ihm allein abhinge, uns Beide dem Cardinal nachsenden.“

„Ihr glaubt doch nicht, daß es der Kaiser wagen würde?“

Der Erzherzog antwortete auf diese Frage nach einer Pause, in welcher er nachzudenken schien: „Nein, er wird es nicht wagen. Mein kaiserlicher Herr Bruder hat zu viel Respect vor Spanien; er scheuet auch den baierischen Vetter zu sehr und fürchtet sich zu viel vor Rom, als daß wir etwas Ernstliches zu besorgen hätten.“

„So glaubt Ihr doch . . . ?“

„Daß eine momentane Verhaftung oder eine kurze Verbannung uns treffen könne; das glaube ich, wie ich den Bruder Mathias kenne, nicht nur, ich erwarte es vielmehr.“

„Ihr sagt das so sorglos?“

„Sorglos? ja — denn ich wünsche es sogar.“

„Erklärt Euch!“

„Ich wünsche es, weil ich Se. Majestät wohl kenne. Hat sich einmal der erste Sturm der Leidenschaft gelegt und wird Mathias zur Einsicht kommen, daß er den Cardinal doch nicht wieder zurückführen kann, so haben wir gewonnen.“

„Ja, wozu sollte also die Verhaftung, welche Euer Liebden uns so freundlich in Aussicht stellt?“

„Die Verhaftung wäre ein Glück, weil ich daraus sehen würde, daß der Zorn meines kaiserlichen Bruders den höchsten Grad erreicht hat, und ich um nichts in der Welt wünschen möchte, daß er seinen Verdruß hinunterschlingt.“

„Wenn sich aber Euer Liebden dennoch täuscht und Mathias uns nicht verzeiht?“

„Hat Kaiser Rudolph dem Mathias verziehen?“

„Nein! Aber was wollt Ihr damit sagen?“

„Daß Mathias der Verzeihung seines kaiserlichen Herrn Bruders nicht bedurfte.“

„Weiter!“

„Daß wir eben so wenig von der Verzeihung des gegenwärtigen Kaisers abhängen. Unsere Sache ist nicht die der Erzherzoge Max und Ferdinand, es ist die Sache der katholischen Welt, der gesammten Kirche. An dem Zorn eines Kaisers Mathias stirbt diese Sache nicht.“

„Ich begreife; Euer Liebden hat, wie immer, auch hier Recht.“

„Dennoch wäre es angenehm, wenn so wenig Aufhebens als möglich gemacht würde.“

„Das ist auch meine Meinung; aber der Kaiser muß es doch einmal erfahren.“

„Ja, und zwar je eher, desto besser!“

„O, man wird es ihm hinterbringen.“

„Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, wer es ihm hinterbringt.“

„Ihr meint?“

„Daß der Eindruck sehr viel von der Art abhängt, wie ihm die Wegführung Khlesl's mitgetheilt wird.“

„Es muß eine Person sein, der wir trauen können.“

„Natürlich!“

„So nehmen wir den Breuner.“

„Der ist noch nicht zurück.“

„So bleibt Montecuculi.“

„Den mag der Kaiser nicht ausstehen.“

„Dann ist noch Collalto.“

„Den mag er noch weniger leiden.“

„So nehmen wir den Dampierre.“

„Da kommt Ihr an den Rechten.“

„So gehen wir selbst.“

„Das hieße Oel in's Feuer gießen.“

„Dann weiß ich nicht mehr.“

„Es muß ein Mensch sein, der nicht so sehr unser Freund ist, daß ihm der Kaiser mißtraute, und nicht so sehr unser Gegner, daß wir von ihm zu fürchten hätten.“

„Da bliebe nur der Cardinal Dietrichstein.“

„Ich liebe die Cardinäle nicht.“

„Das sagt Ihr, mein frommer Oheim?“

„Und weiß, was ich sage; ein Cardinal hat immer ein zweifaches Interesse: das seines Herrn in Rom und das seines weltlichen Fürsten.“

„Franz Dietrichstein hat mich aber wiederholt seiner besonderen Treue und Anhänglichkeit versichert.“

„Habt Ihr ein päpstliches Breve, das unser Thun billigt?“

„Noch nicht?“

„Dann können wir uns des Cardinals erst bedienen, wenn das päpstliche Breve angelangt ist.“

„So warten wir.“

„Warten? daß uns die Freunde Khlesl's zuvorkommen?“

„Ihr sagtet ja, daß Khlesl keine Freunde habe?“

„Richtig; ich habe meinen Ausdruck schlecht gewählt und hätte sagen sollen, bis uns die Freundinnen des Cardinals zuvorkommen.“

„Was denn zu machen?“

„Man muß nachsinnen.“

Der Erzherzog-Deutschmeister nahm wirklich ganz die Stellung eines Menschen an, der in tiefes Nachdenken versunken ist. Ferdinand setzte indeß seine Promenade fort. Plötzlich wurde an die Pforte gepocht; der Erzherzog-Deutschmeister blickte mehr unmuthig als überrascht auf, während der junge König sich anschickte, selbst an die Thüre zu gehen. Ehe er sich jedoch mittelst eines kleinen an der Pforte angebrachten Schiebers überzeugen konnte, wer Einlaß begehrte, öffneten sich die Flügel und ließen die Gestalt des alten Mannsfeld erkennen, der sichtbare Eile zu haben schien. Die beiden Erzherzoge warfen sich einen verstohlenen Blick zu und bedeuteten dem Grafen, näher zu treten. Mannsfeld fing damit an, über die eigenmächtige Art, sich einzuführen, tausend Entschuldigungen vorzubringen.

Der Deutschmeister, den der Gedanke, sich des kaiserlichen Günstlings zu seinem Zweck zu bedienen, wie ein Blitz durchzuckte, schnitt dem alten Mann mit großer Leutseligkeit das Wort ab: „Lieber Mannsfeld," sagte er, indem er auf einen ihm zunächst befindlichen Stuhl deutete, „was bedarf es der Entschuldigung, wenn der würdigste Edelmann des Erzherzogthums bei seinen Fürsten eintritt. Setzt Euch, lieber Bruno; der Nachkomme eines erlauchten Geschlechtes, wie das Eurige, gehört zur Familie."

Der alte Haudegen verbeugte sich tief und ant-

wortete: „Eure königliche Gnaden hat es, was meine Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Haus Oesterreich angeht, vollkommen getroffen, und eben diese Anhänglichkeit ist es, die mich hieher führt.“

Der Deutschmeister warf dem jungen König einen Blick zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Sollte er wissen?“

Bruno Mannsfeld fuhr, ohne etwas bemerkt zu haben, fort: „Diese Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Haus führt mich hieher. Der Kaiser hat wieder eine böse Nacht gehabt; kein Schlaf kam in seine Augen, und er stöhnte wie ein Sterbender bis zum Morgengrauen.“

„Der arme Bruder!“ sagte der Deutschmeister; „er gönnt sich auch viel zu wenig Ruhe.“

„Wenn ich an seiner Stelle wäre . . . .“ ergänzte Ferdinand.

Mannsfeld horchte hoch auf.

„Wenn ich an seiner Stelle wäre,“ wiederholte der junge König, „und von der Gicht so heimgesucht würde, ich wüßte mein Leben höher anzuschlagen.“

„Und was würde Euer Liebden thun?“ gegenredete der Deutschmeister.

„Was ich thun würde? Die Last des Regiments auf jüngere Schultern wälzen und mich mit dem Titel und Einkommen des ersten Fürsten der Christenheit begnügen.“

„Mit dem Einkommen?" wagte Mannsfeld bitter lächelnd einzuwerfen.

„Nun wohl mit dem Einkommen eines römisch-deutschen Kaisers."

„Und wie hoch schätzt Eure Durchlaucht dieses Einkommen?"

„Nun, ich habe zwar nie in meines kaiserlichen Oheims Geldkisten geschaut, aber ich schätze doch auf hunderttausend Gulden mindestens."

Mannsfeld erwiederte, indem er eine lebhafte Bewegung mit der Hand machte: „Euer Durchlaucht hat in der That die geringste Summe, die ein Herr wie Se. Majestät jährlich für ihre Person verwenden muß, nicht überschätzt und dennoch ganz falsch gegriffen, denn das gute deutsche Reich trägt nicht so viel als wie einem einfachen armen Edelmann die kleinste seiner Herrschaften einträgt."

Der junge König that über diesen Aufschluß ganz entsetzt, rang schmerzhaft die Hände und rief dann aus:

„O der Armseligkeit! ein deutscher Kaiser, der nicht einmal hunderttausend Gulden aus den Gefällen des Reiches bezieht. — Um so rascher würde ich an meines kaiserlichen Oheims Stelle den Thron verlassen. Ich regiere nur ein kleines Ländchen und wollte mich gern anheischig machen, Se. Majestät, falls er der Regierungssorgen müde der gesammten Herrschaft entsagen wollte,

vier oder fünfmal mehr zu bezahlen, als ich früher angab."

Der Deutschmeister entgegnete achselzuckend: „Ich erkenne Euer Liebden Sorgfalt für Sr. Majestät Person, kenne aber auch des kaiserlichen Herrn Bruders alte Schwäche, um jeden Preis bis zu seinem letzten Athemzug fortregieren zu wollen, zu gut, um Euch je zu einem solchen Vorschlag zu rathen."

Bei diesen Worten blickte der Deutschmeister Herrn von Mannsfeld so ausdrucksvoll an, daß sich dieser gezwungen sah, seine Meinung zu sagen. Er sprach also: „Se. Durchlaucht hat so vollkommen recht, daß ich überzeugt bin, der Kaiser würde auch nicht für die Seligkeit einen Augenblick früher zu regieren aufhören, als bis ihm der Tod das Scepter entwunden hat."

Ferdinand biß sich auf die Lippen und fragte mit etwas schärferem Ton:

„Und was verlangt Se. Majestät von uns?"

„Se. Majestät eigentlich nichts, — aber ich möchte in Demuth bitten, den Kaiser zu beruhigen; wahnsinnige Gerüchte sind bis zu den Ohren Sr. Majestät gedrungen."

„Was für Gerüchte?" fiel Max mit strengem Tone ein.

„Gerüchte von Gewaltthat, Aufwiegelung, ja sogar von Absichten, die ich nicht näher bezeichnen darf."

Der junge König, purpurroth im Gesichte, vermochte bei diesen Worten nicht länger an sich zu halten und rief: „Wir befehlen Euch, zu sagen, was Ihr für Absichten meint."

Mannsfeld entgegnete zögernd und sichtbar verwirrt.

„Es ist abscheulich, ich gestehe es gern, dessen ungeachtet —"

Ferdinand, welcher seine Ungeduld nicht länger zu bezwingen im Stande war, machte dem Zögern des alten Hofdieners ein Ende, indem er fortfuhr: „Dessen ungeachtet spricht man von Absetzung, Kronenraub und weiß Gott von was noch — ist es so?"

„Mannsfeld erwiederte tiefathmend, als ob eine schwere Last von seiner Brust genommen worden wäre: „Ihr habt es gesagt."

„Und wer erkühnt sich von solchen Dingen zu reden?"

„Wer? Das bin ich allerdings in Verlegenheit zu sagen. Niemand weiß, wer es zuerst gesagt, aber die Kaiserburg ist voll davon, man sieht sich argwöhnisch an, Keiner traut dem Andern. Jeder ist für sich selbst besorgt und am meisten die Kaiserin; sie hat die ganze Nacht geweint."

Der Erzherzog-Deutschmeister richtete sich auf und versuchte zulächeln, dann sagte er: „Mannsfeld, Ihr seid ein erprobter Diener unseres Hauses, Ihr haltet auf die Ehre unserer Familie, bei dieser Ehre beschwöre ich

Euch, zu sagen, wen man aller dieser entsetzlichen Gedanken zeiht."

„Als der Befragte zu antworten zögerte, fuhr der Deutschmeister fort, indem er seine Hand auf Mannsfelds Schulter legte: „Merkt wohl auf, mein Getreuer, ich, des Kaisers Bruder, bitte Euch, Diejenigen zu nennen, welche man für so gottloser Anschläge für fähig hält."

Mannsfeld erwiederte, indem er die Hände wie zur Abbitte gefaltet hielt, und laut aufseufzte: „Ich kann es nicht sagen, wenn Ihr nicht selbst errathet."

„Dann sind wir es," fiel Ferdinand ein.

Der greise Staatsdiener nickte mit dem Kopfe.

Erzherzog Max, welcher sich schneller gefaßt hatte als sein königlicher Vetter, sprach: „Geht, mein lieber Mannsfeld, zum Kaiser, aber auf der Stelle, und sagt Sr. Majestät, daß er keine treuere Unterthanen haben kann, als uns und setzt hinzu, daß es höchstens der Fehler zu großer Treue sei, die uns das kaiserliche Mißfallen zuziehen könnte; merkt wohl auf, — zu große Treue werdet Ihr sagen. Diese Treue verleitete uns zu einer Maßregel, aus welcher Se. Majestät allen möglichen Nutzen ziehen kann. Diese Treue führte uns auf den Gedanken, den Kaiser in Freiheit zu setzen. Mein kaiserlicher Bruder war bis jetzt der Gefangene jenes bösen alten Mannes, der Alles hintertrieb, was zum Nutzen und Frommen des österreichischen Hauses gereichte, jenes gleißnerischen, be-

stechlichen Priesters, der für Geld zu Allem fähig war, für Geld seinen Herrn verkaufte und sich selbst öffentlich rühmte, der wahre Kaiser zu sein. Nicht wahr, Ihr werdet dies Sr. Majestät wörtlich hinterbringen?“

Mannsfeld machte ein Zeichen der Bejahung.

Der Deutschmeister setzte fort: „Da wir nun den Kaiser, welchen Gott noch lange erhalten möge, in Gefahr sahen, Ansehen und gute Meinung, und endlich gar Land und Leute dieses böswilligen Menschen wegen zu verlieren, da beschlossen wir Brüder des Kaisers, denn Albrecht hat mir seine ausdrückliche Einwilligung gesandt, und der junge König, den Cardinal mit allem Glimpf aus der Nähe unseres kaiserlichen Herrn zu entfernen, und so dem Untergang des Hauses Oesterreich zuvorzukommen.

Wir versehen uns deshalb nicht des kaiserlichen Zornes, sondern vielmehr der sonderbaren Huld Sr. Majestät, da wir durch die Verbannung eines so mächtigen Verräthers der ganzen katholischen Christenheit einen wichtigen Dienst geleistet haben.“

Mannsfeld zitterte an Händen und Füßen und mußte sich an der hohen Lehne des Stuhles festhalten, um nicht niederzusinken.

Ferdinand, welcher die Bewegung des Gardehauptmanns bemerkt hatte, benutzte diese Gelegenheit zur Uebung eines außerordentlichen Gnadenactes, indem er

einen Becher mit Wein füllte und ihn eigenhändig dem alten Diener darbot.

Mannsfeld, dem weder Lust zu Essen noch zu Trinken anwandelte, durfte die Gnade des Erzherzogs nicht ausschlagen; er setzte den Becher daher dankend an die Lippen, nippte daraus und stellte ihn wieder auf den Tisch.

Ferdinand hatte indeß mehr erwartet; er hatte gehofft, daß Mannsfeld durch die vielen Beweise fürstlicher Herablassung gerührt, darauf schwören würde, ihre Interessen mit eigener Lebensgefahr zu verfechten.

In der That war Mannsfeld der Hofgunst nicht minder zugänglich, als jeder andere Cavalier am kaiserlichen Hof. Es bedurfte daher der ganzen Erwägung der Gefährlichkeit seines Auftrages oder der völligen Hingebung an die Person des Kaisers, um ihn vor jeder Irrung zu bewahren.

Erzherzog Ferdinand bezwang seine üble Laune und sagte, indem er ein Zeichen des Abschiedes machte: „So hoch wir auch gestellt sind, so haben wir dennoch Feinde am Hofe unseres kaiserlichen Oheims.

Wir hoffen, daß Ihr nicht zu denselben zählt, und unsere Ehre pflichtmäßig vertheidigen werdet."

Der alte Graf beugte sein Knie und erwiederte: „So weit es meines kaiserlichen Herrn Dienst erlaubt, kann Euer Durchlaucht auf mich rechnen. Es giebt außer

Sr. Majestät dem Kaiser keine Person im weiten Reich, deren Dienst ich meinen Kopf und Degen lieber widmen wollte, als Euren durchlauchtigsten Hoheiten." Dann wandte er sich dem Eingang zu und verschwand im Corridor.

Der König fragte, zu Max gewendet: „Was hält Euer Liebden von diesem drolligen Menschen, der sich von einem König von Ungarn den Becher füllen läßt, und nicht schwört, sein Blut so gut für seine Person vergießen zu wollen, als der Wein in das Glas gegossen wurde."

„Ich theile Eure Ansicht so wenig, daß ich mir's vielmehr gar nicht besser wünsche."

„Wie so?"

„Weil der gute Graf uns weder verrathen noch helfen wird; Mannsfeld wird aber erzählen, was er gehört und das wollen wir ja."

„Was wird aber der Kaiser thun?"

„Der Kaiser wird nach Barvitius, Krenberg, Dietrichstein, kurz nach all denjenigen schicken, die viel zu große Erfahrung besitzen, um zu einem entschiedenen Schritt gegen uns zu rathen. Wenn Barvitius seinen ehemaligen Herrn Kaiser Rudolf nicht zum Handeln gegen Mathias anspornte, so wird er es jetzt eben so wenig gegen uns thun."

„Was werden ihm die Räthe sagen?"

„Ei! was mir an ihrer Stelle auch sagen würden."

„Und das wäre?"

„Das Reich bedarf der Ruhe, und der junge König ist ja so nach Euer Majestät Hinscheiden zur Regierung berufen; oder gedulden sich Euer Majestät und tragen mit der Jugend und Unerfahrenheit des Prinzen Ferdinand noch ferner Mitleid; oder so: Wir hätten es nie gewagt, Euer Majestät zur ungnädigen Verabschiedung des Cardinals zu rathen; da es aber nun einmal geschehen ist, so können wir Euer Majestät nur beglückwünschen, eines so lästigen Mentors so leichten Kaufes los geworden zu sein."

„Wie aber, wenn sie sich im ganz entgegengesetzten Sinne äußerten?"

„Das wird keiner aus dem geheimen Rath thun, das könnte nur ein Protestant oder eine Creatur des Cardinals."

„Zum Beispiel Herr von Mollart oder der Reichskanzler Ulm."

Der Deutschmeister machte eine verneinende Bewegung und entgegnete: „Hans Mollart ist bei weitem nicht so befreundet mit dem Cardinal, als Ihr zu denken scheint und Ulm ist viel zu ängstlich, um es mit uns zu verderben."

„Nun frage ich Euer Liebden noch, was wird der Kaiser ferner thun?"

„Was er immer thut, mein geliebter Vetter — nichts, absolut nichts. Es wird dann nur von Euch abhangen, den unumschränkten Herrn zu spielen. — Es ist gar nicht nothwendig, daß mein Bruder vom Thron herabsteige, um Euch zum Regenten zu machen; wenn Ihr Euch mit der Sache selbst begnügt und nicht nach dem Titel verlangt, so bedarf es wirklich keines Bürgerkrieges. Mein Bruder wird Euch in Nichts hindern, wenn Ihr ihn nur geschickt in der Meinung zu erhalten wisset, daß er selbst Alles thue und wirke und Ihr nur das gefügige Werkzeug seiner staatsklugen Pläne seiet."

„Ihr meint, daß er einer solchen Täuschung fähig sei?"

„Wie Ihr nur so fragen könnt! War der junge Mathias nicht die armselige Puppe des klugen Prinzen von Oranien und ist der alte Mathias nicht so eben den Händen des Cardinals Khlesl entschlüpft?"

„Ihr habt recht, aber was wird die Kaiserin dazu sagen?"

„Die Kaiserin, das ist etwas Anderes, die Kaiserin wird Himmel und Erde gegen uns aufbieten, die Kaiserin wird sich in der Rolle, welche wir ihrem kaiserlichen Herrn und Gemahl zudenken, beleidigt fühlen; die Kaiserin wird ihre Hand sogar der Kabale leihen, die Kaiserin wird mit einem Wort die einzige achtbare Gegnerin sein."

„Und wird sie uns nicht schaden?"

„Gewiß, wenn sie hinreichend Zeit dazu hätte."

„Wie soll ich das verstehen?"

„O ganz einfach, wie ich es sage, die Kaiserin ist dick, alt und immer kränklich. Dazu verlangt ihr Ehrgeiz nach einem Leibeserben. Das Alter drängt sie langsam nach der Grube; die Beleibtheit hilft nach, die Sehnsucht nach Kindern verzehrt den letzten Rest von Gesundheit und die Pillen der Aerzte machen sie krank. Die gute Schwägerin Anna wird daher gerade noch Zeit haben, uns die Mörder ihres Gemahls zu schelten und mit göttlichen Strafgerichten zu bedrohen; es wird ihr aber an Muße fehlen, einen vernünftigen Plan gegen uns auszuführen oder einen Bankert unterzuschieben."

„Aufrichtig gesprochen, hieltet Ihr die Kaiserin einer solchen That wirklich für fähig?"

„Als Urheberin nein."

„Aber als Mitschuldige?"

„Kaum, ich kann mir aber ein Drittes denken und dies ist es, worauf, wie ich glaube, der alte Khlesl hinaus wollte; die Kaiserin würde sich in diesem Falle leicht betrügen lassen. Was der Mensch will, hofft und glaubt er; die Kaiserin will Kinder, wie weit ist von diesem Wunsche zur Hoffnung und von der Hoffnung zum Glauben?"

„Dies Alles muß aber jetzt aus sein, da der

Theaterdirector fehlt, der das Schauspiel in Scene setzen sollte."

Der Erzherzog hatte noch nicht ausgeredet, als Graf Onate athemlos zur Thür hereinstürzte.

Onate war ganz ein Gegentheil von der gewöhnlichen Körperbildung seiner Nation, ein ziemlich kleiner, wohluntersetzter Mann, auf dessen fleischigem, kurzem Nacken ein dicker, von grauen Haaren umwallter Kopf saß.

Die Gesichtszüge des sechszigjährigen Mannes drückten übrigens viele Energie aus, während die gekrümmte Nase und die feingebildeten Lippen den Aristokraten keinen Augenblick verkennen ließen.

Der Eingetretene schöpfte tief Athem und sagte dann mit lauter Stimme: „Ich bin so rasch eingetreten, um Eure Durchlauchten zu warnen, da ich so eben Herrn von Khuen's Equipage die Richtung nach der Burg einschlagen sah."

Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf die Erzherzoge. Maximilian griff rasch nach seinem Barett und schritt auf die Thür zu.

König Ferdinand fragte: „Wohin, Euer Liebden?"

Der Deutschmeister antwortete: „Rasch zum Kaiser; wir müssen dem dummdreisten Obersten um jeden Preis zuvorkommen, und gälte es die Ungnade Sr. Majestät."

Ferdinand sah ein, daß sein Oheim Recht hatte, und schickte sich an, ihm zu folgen.

Auf der Schwelle wandte sich der Erzherzog-Deutschmeister nochmals an den spanischen Gesandten und sagte: „Ihr werdet uns doch begleiten?"

Der Graf machte ein Zeichen der Beistimmung und alle Drei verließen die erzherzoglichen Gemächer.